

# Kritik an Rhonda Kochs und Oskar Stolz' Artikel »Eine marxistische Theorie der Frauenunterdrückung« in *theorie* 21/1/2015

von David Paenson

## Worum geht es? Eine Zusammenfassung

»Ein wackrer Mann bildete sich einmal ein, die Menschen ertränken nur im Wasser, weil sie vom *Gedanken der Schwere* besessen wären.« (Karl Marx u. Friedrich Engels, Vorrede zur »Die deutsche Ideologie«, MEW Bd. 3, S. 13). Durch Umetikettieren versucht Lise Vogel mit ihrer Theorie der »sozialen Reproduktion«, die Rhonda und Oskar aufzugreifen und zu ihrer eigenen machen, das *Konsumieren* des Lohns (im Kreis einer Familie) zu einer Reproduktions*arbeit* hochzustilisieren. Das ist ein Frontalangriff auf die von Marx in seinem »Kapital« und anderswo geduldig und anschaulich dargelegte Funktionsweise der kapitalistischen Ökonomie. Diese gut gemeinte *Aufwertung* der verschiedenen Tätigkeiten im Privathaushalt ist in Wirklichkeit eine *Abwertung!* Menschen arbeiten, um die Früchte ihrer Arbeit zu genießen. Im Kapitalismus ist das Genießen allerdings von der Arbeit vollständig getrennt. Nicht nur zeitlich oder örtlich, sondern überhaupt, weil die von der Arbeit hergestellten Produkte nicht für einen selbst hergestellt werden, sondern für den Profit der Kapitalisten. Die Quelle der Entfremdung liegt *in der Produktion* und nirgendwo sonst, und kann folglich nur an der Quelle überwunden werden. Lohnkämpfe im engeren Sinn oder im erweiterten Sinn für Sozialleistungen etc. sind im Kern ein Kampf um die Reduzierung der Ausbeutungsrate und um eine Erhöhung der Konsumgüterproduktion (Sektor II). Sie sind ein direkter Angriff auf das Recht des Kapitals auf unbegrenzte Profite. Allerdings, solange diese Kämpfe das Lohnsystem nicht sprengen, also solange der Konsum *grundsätzlich* Anhängsel der Produktion um der Produktion Willen bleibt, bleibt die Entfremdung ebenfalls *grundsätzlich* bestehen. Dennoch findet durch solche (erfolgreichen) Kämpfe eine Verschiebung zugunsten der Arbeiterklasse statt. Nun, wenn man, wie Lise Vogel und Rhonda und Oskar es tun, den Konsumbereich, den Bereich der – zugegeben sehr begrenzten – Freiheit, zu *Arbeit* deklariert, hat man die Ausbeutung auch auf diesen (in der Theorie, also in der *Einbildung*) ausgedehnt. Dann ist *Alles* Arbeit, egal ob in der Fabrik oder zu Hause. Das ist die vollkommene Kapitulation vor dem Kapitalismus, es ist die Aufgabe des Klassenkampfes, es ist die Aufgabe des Kampfs gegen Entfremdung. Wir streben eine Gesellschaft an, in der die Produktion dem Konsum, den realen menschlichen Bedürfnissen, vollständig untergeordnet ist. Ein Teil des Wegs dahin ist eben der Kampf um *mehr* Konsum (im weitesten Sinne). Die Entfremdung im Einzelhaushalt, der von anderen Mitmenschen getrennt vollzogene Konsum, ist nicht ihre eigene Ursache. Fortschritte im Familienkreis, eine erhöhte und gleichberechtigtere Beteiligung aller Familienmitglieder an den verschiedenen Tätigkeiten im Haushalt und auch an der Erziehung der Kinder oder Pflege kranker Mitglieder setzen Fortschritte im Produktionsbereich voraus: gut bezahlte Arbeit und gleicher Lohn für alle, gute Arbeitsbedingungen für alle, gute Sozialleistungen für alle etc. Fortschritte im Privatleben können allgemeine gesellschaftliche Fortschritte nur widerspiegeln und sie nicht vorantreiben.

## Übersicht und Aufteilung

Nun könnte man gut bei obiger Zusammenfassung stehenbleiben, auf ein weiteres Lesen gerne verzichten und gleich in die Diskussion einsteigen. Denn was folgt ist letzten Endes bloß eine genauere, textnahe Auseinandersetzung mit Rhondas und Oskars Grundsatzartikel. Letzterer ist sehr umfangreich und berührt viele Gesichtspunkte. In meiner Kritik beschränke ich mich auf drei wesentliche Aspekte:

- i. die Dialektik zwischen der Produktions- und Reproduktionssphäre (letztere verstanden im Sinne der physischen Wiederherstellung der menschlichen Arbeitskraft einschließlich jener der nachfolgenden

Generation), wobei meine These ist, dass es keine wechselseitige Dialektik zwischen diesen beiden Sphären gibt, sondern vielmehr die eindeutige Übermacht ersterer über letztere;

- ii. die Rolle des Staats, der, im Gegensatz zu der These der beiden Autoren, genauso blind wie auch das Privatkapital agiert, in dessen Interessen er ja handelt; der Staat steht außerdem in Konkurrenz zu anderen Staaten, wodurch sein Verhalten enorm beeinflusst wird, was die Autoren überhaupt nicht berücksichtigen;
- iii. Gründe für die Unterdrückung der Frau im Kapitalismus und praktische Schlussfolgerungen im Kampf gegen Sexismus.

Worauf ich nicht eingehe, ist die historische Genese der Frauenunterdrückung. Aus zwei Gründen. Einmal leistet das Rosemarie Nünning in einem anderen zeitgleich eingereichten Papier mit vielen historischen Belegen wesentlich ausführlicher und gründlicher, als ich es jemals leisten könnte. Und zum anderen, um John Molyneux zu zitieren: »Die Ursprünge der Frauenunterdrückung in diesen [historischen] Vorgängen zu orten, erklärt uns allerdings nicht, warum sie in der modernen Gesellschaft fort dauert, wo es offenkundig keine biologische Basis für irgendeine signifikante Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen gibt, noch weniger für eine Arbeitsteilung, die systematisch die Männer bevorzugen sollte.« (aus: »Die Dinge verändern«, noch in Übersetzung)

## **i) Familie – Teil des Überbaus oder der Basis?**

### ***Quelle(n?) des Profits***

Beginnen wir mit einem Marx-Zitat:

Die Konsumtion des Arbeiters ist doppelter Art. In der Produktion selbst konsumiert er durch seine Arbeit Produktionsmittel und verwandelt sie in Produkte von höherem Wert als dem des vorgeschossenen Kapitals. Dies ist seine produktive Konsumtion. Sie ist gleichzeitig Konsumtion seiner Arbeitskraft durch den Kapitalisten, der sie gekauft hat. Andererseits verwendet der Arbeiter das für den Kauf der Arbeitskraft gezahlte Geld in Lebensmittel: dies ist seine individuelle Konsumtion. Die produktive und die individuelle Konsumtion des Arbeiters sind also total verschieden. In der ersten handelt er als bewegende Kraft des Kapitals und gehört dem Kapitalisten; in der zweiten gehört er sich selbst und verrichtet Lebensfunktionell außerhalb des Produktionsprozesses. Das Resultat der einen ist das Leben des Kapitalisten, das der andern ist das Leben des Arbeiters selbst. [...]

Es tut nichts zur Sache, dass der Arbeiter seine individuelle Konsumtion sich selbst und nicht dem Kapitalisten zuliebe vollzieht. So bleibt der Konsum des Lastviehs nicht minder ein notwendiges Moment des Produktionsprozesses, weil das Vieh selbst genießt, was es frisst. Die beständige Erhaltung und Reproduktion der Arbeiterklasse bleibt beständige Bedingung für die Reproduktion des Kapitals. Der Kapitalist kann ihre Erfüllung getrost dem Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb der Arbeiter überlassen. Er sorgt nur dafür, ihre individuelle Konsumtion möglichst auf das Notwendige einzuschränken, und ist himmelweit entfernt von jener südamerikanischen Rohheit, die den Arbeiter zwingt, substantiellere statt weniger substantielle Nahrungsmittel einzunehmen. [...]

Der kapitalistische Produktionsprozess, im Zusammenhang betrachtet oder als Reproduktionsprozess, produziert also nicht nur Ware, nicht nur Mehrwert, er produziert und reproduziert das Kapitalverhältnis selbst, auf der einen Seite den Kapitalisten, auf der andren den Lohnarbeiter. (Das Kapital, Band I, MEW 23, S. 596–604.)

Nun ein paar weitere Zitate, diesmal aus Rhondas und Oskars Artikel:

Wenn also erstens Produktion und Reproduktion ein einheitliches System darstellen, weil zweitens die Reproduktion überhaupt erst die Bedingungen der Produktion schafft, dann bedeutet das, dass auch sie im Kapitalismus genauso vom Profitsystem strukturiert wird, selbst wenn es so scheint, als ob die reproduktive Arbeit, weil sie meistens im Haushalt verrichtet wird, davon nicht berührt wird. Die Logik der Ausbeutung ist zentraler Ausgangspunkt für Reproduktion und Produktion. Das hat zur Konsequenz, dass, ähnlich wie die Länge des Arbeitstags in der Produktion eine Frage der gesellschaftlichen Kräfte-

verhältnisse, also des Klassenkampfes, ist, ist auch die Ausgestaltung der Reproduktion immer innerhalb des Klassenantagonismus zu begreifen. (S. 33)

Auf der vorangehenden Seite schreiben die Autoren:

Insofern unterscheidet sich reproduktive, bedarfsorientierte Arbeit innerhalb des Haushalts auch von mehrwertschaffender Arbeit. Obwohl Reproduktionsarbeiten die grundsätzlichen Bedingungen für die Produktion im Allgemeinen sind, handelt es sich dabei nicht notwendiger Weise um mehrwertschaffende Tätigkeiten. Wie Vogel argumentiert, ist »[d]ie Reproduktion von Arbeitskraft [...] eine Bedingung für Produktion, da sie Arbeitskraft bewahrt oder ersetzt, die für die Produktion von Nöten ist. Die Reproduktion von Arbeitskraft ist jedoch nicht selber eine Form von Produktion.« (S. 32)

Und in der dazugehörigen Fußnote Nr. 48:

Diese Position steht im Gegensatz zu Auffassungen, die ein Ausbeutungsverhältnis innerhalb der Haushalte diagnostizieren. Diese Frage wurde innerhalb der marxistischen und feministischen Linken rege diskutiert (vgl. den Überblick bei Pachinger, Maria: Sozialistischer und marxistischer Feminismus, in: Marxismus 27 (Zeitschrift der Arbeitsgruppe Marxismus), Wien, 2005, S. 9–25). Bei der hier dargestellten Interpretation, dass Hausarbeit keine Mehrwert schaffende Arbeit darstellt, stützen wir uns u. a. auf German, Lindsey (vgl.: Ausführungen zur »indirekten Produktivität von Hausarbeit im Sinne der Mehrwertschöpfung« in: Sex, class and socialism, London, 1989), Vogel, Lise (vgl.: Marxism and the Opression of Women) und vgl. Feministisches Institut Hamburg [Paulus, Stefan]: Ist Reproduktionsarbeit wertproduzierende Arbeit?, [[http://www.feministisches-institut.de/reproduktion\\_wert/](http://www.feministisches-institut.de/reproduktion_wert/)], Zugriff am: 10.01.2015.

Nun nehmen wir die Stelle aus Lindsey Germans Buch, auf die sich die Autoren ja beziehen:

Die Hausfrau produziert auch nicht *direkt* Mehrwert. [...]

Kurz gesagt, das Verhältnis von Hausarbeit zur Produktion von Mehrwert ist einfach, dass erstere zweite ermöglicht.

Die Hausarbeit kann als *indirekt* Mehrwert produzierend betrachtet werden, insofern sie direkt Arbeitskraft produziert. [...]

Die Beziehung zwischen Hausarbeit und Kapitalismus beruht nicht in der Produktion von Wert, sondern in der Reproduktion der Arbeitskraft. Die Hausfrau produziert nur Gebrauchswerte; diese wirken sich ihrerseits auf den Wert der Arbeitskraft aus. (Sex, Class and Socialism, S. 72)

An anderer Stelle schreibt German ganz kategorisch:

Das bringt handfesten wirtschaftlichen Gewinn für die kapitalistische Klasse. Denn es ist die Kombination der unbezahlten Arbeit der Frau (und zu einem geringeren Maß des Mannes) zu Hause mit der bezahlten Arbeit von Männern und Frauen außerhalb des Hauses, die die Ware Arbeitskraft reproduziert. [...]

[...] Männliche Arbeiter müssen nicht die Kosten ihrer Reproduktion in Gestalt von Waren direkt bezahlen. Das Essen wird bereitet, Hausarbeit geleistet und die Kinder werden versorgt im Rahmen der Familieneinheit. Das senkt die Kosten der Reproduktion, da diese Dienstleistungen nicht direkt aus dem Lohn auf dem Markt eingekauft werden müssen. (ebenda, S. 51–52)

Auf der gleichen Seite redet German auch von »Sexualdiensten«, die die Frau dem Mann innerhalb der Familie zukommen lässt. Seit wann ist Sex ein »Dienst«? könnte man an dieser Stelle fragen. Und warum denn nur in eine Richtung, von Frau zu Mann, und nicht umgekehrt auch? Das ist eine radikalfeministische Sprache. Dass Sex in der Ehe oftmals zu einer Routine wird oder ganz verödet, mag durchaus sein, und dass der Mann die Frau oft herabwürdigend behandelt auch. Aber auch dann passt der Begriff »Dienst« nicht, es ist einfach eine verkorkste und stark entfremdete Beziehung. Und sogar innerhalb solcher traurigen Beziehungen gibt es meistens Momente der Solidarität. Das Wort »Dienst« sollten wir deswegen ablehnen, weil es eine Warenbeziehung zwischen Käufer und Verkäufer suggeriert. Aber das nur am Rande.

Außerdem berücksichtigt Germans Darstellung überhaupt nicht, mit welchem Geld die Frau die Lebensmittel einkauft, mit denen sie den Mann »reproduziert«, aus welchem Topf stammt die Miete für das Dach, in dem beide, Mann und Frau, sich reproduzieren? Ist es nicht vielmehr so, dass der Mann mit seinem Lohn die Frau »reproduziert«? Und daher auch innerhalb der Familie die Geschlechterungerechtig-

keit überhaupt erst entsteht, weil die Frau vom Mann bzw. seinem Lohn mehr abhängt, als der Mann von der Hilfe der Frau? Man sieht, auf welche schiefe Bahn wir mit dieser Argumentationslinie geraten.

Aber, und hier kommt gewissermaßen der Clou: Lise Vogel meint, ganz im *Gegensatz* zu Lindsey German:

Die Präsenz einer nicht-arbeitenden Ehefrau senkt nicht den Wert der männlichen Arbeitskraft und ist daher nicht unbedingt von Vorteil für die Kapitalistenklasse. Ganz im Gegenteil: Eine nicht erwerbstätige Ehefrau zu haben, erfordert einen männlichen Lohn, der ausreicht, um den Konsum von zwei Erwachsenen zu decken. Die Kapitalistenklasse wird ein solches Lohnniveau sehr genau prüfen und die ökonomischen Kosten gegen politische und ideologische Vorteile und Zwänge abwägen. (Lise Vogel, »Marxism and the Oppression of Women: Toward a Unitary Theory«, Haymarket Books 2014 S. 165)

Also nochmals: Lindsey German meint, die Hausfrauenarbeit *reduziert* den Wert der männlichen Arbeitskraft, Lise Vogel hingegen meint, die Hausfrauenarbeit *erhöht* den Wert der männlichen Arbeitskraft. Das ist doch genau das Gegenteil! Rhonda und Oskar beziehen sich aber ausdrücklich und zustimmend – und sogar in ein und derselben Fußnote – auf diese beiden Autorinnen und zwar ganz explizit bezüglich deren Meinungen zu *dieser speziellen* Frage. Beide Analysen lassen sich nicht unter einen Hut bringen.

Vogels Hinweis auf die »ideologischen Vorteile« einer »idealen Familie« mit draußen arbeitendem Mann und daheim sich um das Wohl des Mannes und der Kinder kümmernden Frau, ist dennoch wertvoll. Der Streit um das schließlich 2015 vom Bundesverfassungsgericht gekippte »Betreuungsgeld« in Höhe von 150 Euro, das zurecht als »Herdprämie« tituliert wurde, für Eltern, sprich Mütter, die ihr Kind statt in eine Kita dann in der Einsamkeit der eigenen vier Wände betreuen, ein Lieblingsprojekt der CSU und auch der CDU, ist ein Paradebeispiel dafür, wie Ideologie und wirtschaftliche Interessen aneinander geraten können. Soll der Staat hier mehr in Kindergärten investieren, und damit die Zahl der dem Kapital zur Verfügung stehenden weiblichen Arbeitskräfte erhöhen? Das tangiert solche Fragen wir Marx' Erklärung der Bedeutung einer »Reservearmee« für die Kapitalisten, um die Löhne insgesamt auf ein für die Kapitalisten erträgliches Niveau zu drücken.

Es gibt ein heilloses Durcheinander bei Rhonda und Oskar. Erstens schreiben sie, bei der Reproduktionsarbeit handele es sich »nicht notwendiger Weise um mehrwertschaffende Tätigkeiten«. »Nicht notwendiger Weise«? Ja oder Nein? Oder doch? Dieser Einschub, »nicht notwendiger Weise«, zeigt nur, dass die Autoren sich nicht festlegen wollen.

Aber Germans Argumentation – die sie ihrerseits aus einem Pamphlet »On the Political Economy of Women« aus dem Jahr 1977 übernimmt – ist genauso nebulös. Sie bedeutet, dass die Ausbeutung der Arbeitskraft *zwei* Quellen hat, einmal die Mehrzeit, die der Arbeiter oder die Arbeiterin im Betrieb über die zur Schaffung des Werts seiner bzw. ihrer Konsumgüter hinaus schuftet. Die zweite Quelle ist dann die Hausfrauenarbeit, die den Wert des Mannes (seltsamerweise hier nur des Mannes, warum nicht auch den Wert ihrer eigenen Arbeitskraft?) senkt, und somit es dem Kapitalisten ermöglicht, ihm einen geringeren Lohn als sonst der Fall auszuzahlen, damit er am Leben bleibt. Die Hausfrau trägt in Germans Worten »indirekt« zur Mehrwertschöpfung bei. Wenn dem so wäre, müsste der Kapitalist ein besonderes Interesse haben, nur verheiratete Männer anzustellen, denen er einen geringeren Lohn zahlen könnte als unverheirateten, weil deren Ehefrauen durch ihre Reproduktionsarbeit quasi für die Differenz aufkommen. Die unleugbare Konsequenz von Germans Ansatz jedenfalls ist, dass der Kapitalismus nunmehr *zwei* Quellen der Mehrwertschöpfung besitzt: den Arbeiter in seinem Betrieb und die Hausfrau im Haushalt des Mannes.

Es ist daher nur konsequent, wenn Rhonda und Oskar daraus schlussfolgern, dass »ähnlich wie die Länge des Arbeitstags in der Produktion eine Frage der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse, also des Klassenkampfes, ist, ist auch die Ausgestaltung der Reproduktion immer innerhalb des Klassenantagonismus zu begreifen« (S. 33). Auch hier reproduzieren sie den gleichen Dualismus: Kampf gegen den Kapitalisten um die Ausbeutungsrate einerseits, und ein irgendwie gearteter Kampf um die Ausgestaltung der Reproduktion andererseits, wobei sie letzteren Kampf (gegen wen? fragt man sich) nirgendwo genauer beschreiben.

## ***Nichts zu verlieren als ihre Ketten***

Das alles hat mit Marx und seinen Ausführungen in »Das Kapital« herzlich wenig zu tun.

Marx stellt über viele hunderte Seiten dar, wie der Kapitalismus Bauern und selbständige Handwerker, aber auch Leibeigene und in den USA auch die Sklaven, Männer wie Frauen, im Laufe eines viele Jahrhunderte dauernden Kampfs von allen Produktionsmitteln und direkten Abhängigkeiten »befreite«. Ein Höhepunkt dieser Befreiung war auch der amerikanische Bürgerkrieg von 1861–65 mit seinen 620.000 Gefallenen. Das heißt, dass der Arbeiter nur noch seine nackte Arbeitskraft besitzt, die er tagtäglich zu Markte tragen muss, wenn er nicht verhungern will. Das ist auch die Voraussetzung für einen Lohn, der zum absoluten Existenzminimum tendiert – denn wenn der Arbeiter oder die Arbeiterin andere Quellen des Lebensunterhalts hätte, wäre er oder sie weniger abhängig vom Kapitalisten und wäre daher nicht bereit, sich so billig zu verkaufen:

Wo Land sehr wohlfeil ist und alle Menschen frei sind, wo jeder nach Wunsch ein Stück Land für sich selbst erhalten kann, ist Arbeit nicht nur sehr teuer, was den Anteil des Arbeiters an seinem Produkt angeht, sondern die Schwierigkeit ist, kombinierte Arbeit zu irgendeinem Preis zu erhalten. (Kapital Band 1, *MEW* 23, S. 796 – Marx zitiert hier zustimmend einen gewissen Wakefield über die Probleme des amerikanischen Kapitalismus, unter Bedingungen des freien Zugangs zu Land genügend Arbeitskräfte zu erhalten.)

Das ist auch der Grund, warum ein »Bedingungsloses Grundeinkommen« in irgendeiner akzeptabler Höhe absolute Utopie ist – es wäre die Abschaffung des Kapitalismus ohne Revolution.

Dass es mittlerweile in einigen hochentwickelten Industrieländern neben dem individuellen Geldlohn auch so was wie einen Soziallohn gibt, den die Kapitalistenklasse an die gesamte Arbeiterklasse, also auch an kranke, alte oder aus anderen Gründen nicht arbeitsfähige Mitglieder der Klasse in Form eines Gesundheitswesens, kostenloser Kindertagesstätten und anderer Sozialleistungen zahlt, ändert an der Sache nichts. Lohn bleibt Lohn.

Die Reproduktion der Arbeitskraft hängt somit ganz und gar vom Erhalt eines Lohns ab, ihre Reproduktion hängt von der Produktion ab und nicht umgekehrt. Es ist nicht so, dass »die Reproduktion überhaupt erst die Bedingungen der Produktion schafft«, wie Rhonda und Oskar schreiben. Weil die Arbeiterklasse – egal in welcher Form sie zusammenlebt, in Kleinfamilien oder als Singles oder in anderen Zusammenhängen – vom Lohn *gänzlich* für ihr Überleben abhängig ist, folgt zweierlei:

Es gibt im Kapitalismus keine weitere produktive oder sonst wie geartete »Arbeit« außer der in der Fabrik oder im Büro. Was außerhalb der Fabrik passiert ist nicht »Arbeit«, sondern Konsumtion, die Konsumtion nämlich des Arbeiterlohns. Ob diese Konsumtion mit Mühen verbunden ist – also in zu kleinen, schlecht belüfteten Wohnungen mit nicht zeitgemäßen Küchenutensilien oder gar in Baracken wie in den Industriezentren Chinas oder Thailands oder in den 1950er und 1960er Jahren in Deutschland (die alleinstehenden »Gastarbeiter«) der Fall, oder in moderneren, besser eingerichteten Wohnungen ohne Schimmel und mit ausreichend Licht wie in der Schweiz geschieht – ist vollkommen nebensächlich aus Sicht der Funktionsweise des kapitalistischen Systems. Hier tut es nichts zur Sache, dass inmitten einer Wirtschaftskrise das Kapital viele öffentliche Einrichtungen schließt und die Bürde des Überlebens auf die Menschen im Privatleben und hier oftmals eben auf die Frau abwälzt – das ist nichts anderes als eine Lohnsenkung, konkret in diesem Fall eine Senkung des Soziallohns.

Die zweite Konsequenz ist, dass der Klassenkampf ausschließlich im Produktionssektor stattfinden kann (Demonstrationen auf der Straße, der erfolgreiche Kopfsteuerstreik in Großbritannien Ende der 1980er oder die Verweigerung der Zahlung von Wassergebühren heute in Irland und andere Beispiele sind natürlich auch großartige Exempel von allgemein gesellschaftlichem Widerstand, aber auch die setzen eine Mobilisierung der Arbeiterklasse voraus.) Die Reproduktion ist eben nicht »Teil des Klassenantagonismus«, wie die Autoren schreiben.

Dass der Klassenkampf, der Kampf um höhere Löhne oder um bessere Sozialleistungen durch die schlechten Bedingungen im Leben außerhalb des Betriebs angespornt wird (oder vielleicht gedämpft, weil die Menschen zu deprimiert sind), ändert an diesem Zusammenhang nichts.

## ***Frauen im Klassenkampf***

Das zeigen auch die großen Streiks der Bergarbeiter in England im Jahr 1884 und der Automobilarbeiter in den USA Mitte der 1930er Jahre. Diese Kämpfe wären ohne die tatkräftige und kreative Initiative der Frauen nicht zu gewinnen oder zumindest durchzuhalten gewesen (ersterer Streik endete bekanntlich in einer – vermeidbaren – Niederlage, der zweite in einem grandiosen Sieg, aber in beiden Streiks spielten Frauen eine prominente und eigenständige Rolle). Wichtig für unser Argument ist, dass diese Frauen nur kämpfen konnten, weil die Männer, die ja in Lohn und Brot standen, tatsächlich streikten und in den USA sogar ihre Werke militant besetzten, während die Frauen als »nur« Hausfrauen nicht streiken und ihren Kampf nur zusammen mit den (männlichen) Lohnarbeitern führen konnten und mussten.

Andererseits waren zentrale Kämpfe der Gewerkschaftsbewegung die von Fabrikarbeiterinnen: die Streichholz-Arbeiterinnen in England 1888, die die Gründung der modernen Industriegewerkschaften einleiteten, oder der Näherinnen in den britischen Fordwerken 1968, die den Grundsatz Gleicher Lohn für gleiche Arbeit landesweit durchsetzten. Es gibt unzählige Beispiele, wo Frauen den Vorhut der gesamten Arbeiterklasse bildeten, nicht zuletzt in der Russischen Revolution 1917 – das taten sie aber als Arbeiterinnen oder als Unterstützerinnen ihrer streikenden Ehemänner, aber nicht in ihrer Rolle als Hausfrauen.

## ***Entfremdung, Konsumtion und Produktion***

Worin besteht nun die Entäußerung der Arbeit?

Erstens, dass die Arbeit dem Arbeiter *äußerlich* ist, d. h. nicht zu seinem Wesen gehört, dass er sich daher in seiner Arbeit nicht bejaht, sondern verneint, nicht wohl, sondern unglücklich fühlt, keine freie physische und geistige Energie entwickelt, sondern seine Physis abkasteit und seinen Geist ruiniert. Der Arbeiter fühlt sich daher erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich. Zu Hause ist er, wenn er nicht arbeitet, und wenn er arbeitet, ist er nicht zu Haus. Seine Arbeit ist daher nicht freiwillig, sondern gezwungen, *Zwangsarbeit*. Sie ist daher nicht die Befriedigung eines Bedürfnisses, sondern sie ist nur ein *Mittel*, um Bedürfnisse außer ihr zu befriedigen. Ihre Fremdheit tritt darin rein hervor, dass, sobald kein physischer oder sonstiger Zwang existiert, die Arbeit als eine Pest geflohen wird. Die äußerliche Arbeit, die Arbeit, in welcher der Mensch sich entäußert, ist eine Arbeit der Selbstaufopferung, der Kasteiung. Endlich erscheint die Äußerlichkeit der Arbeit für den Arbeiter darin, dass sie nicht sein eigen, sondern eines andern ist, dass sie ihm nicht gehört, dass er in ihr nicht sich selbst, sondern einem andern angehört. Wie in der Religion die Selbsttätigkeit der menschlichen Phantasie, des menschlichen Hirns und des menschlichen Herzens unabhängig vom Individuum, d. h. als eine fremde, göttliche oder teuflische Tätigkeit, auf es wirkt, so ist die Tätigkeit des Arbeiters nicht seine Selbsttätigkeit. Sie gehört einem andern, sie ist der Verlust seiner selbst.

Es kömmt daher zu dem Resultat, dass der Mensch (der Arbeiter) nur mehr in seinen tierischen Funktionen, Essen, Trinken und Zeugen, höchstens noch Wohnung, Schmuck etc., sich als freitätig fühlt und in seinen menschlichen Funktionen nur mehr als Tier. Das Tierische wird das Menschliche und das Menschliche das Tierische.

Essen, Trinken und Zeugen etc. sind zwar auch echt menschliche Funktionen. In der Abstraktion aber, die sie von dem übrigen Umkreis menschlicher Tätigkeit trennt und zu letzten und alleinigen Endzwecken macht, sind sie tierisch. (»Ökonomisch-philosophische Manuskripte«, Kapitel: »Die entfremdete Arbeit« MEW 40, S. 514f.)

Diese scharfe und grundsätzliche Trennung von Konsumtion (das eigentlich Tierische, wo man sich aber als Mensch fühlt) und Produktion (das eigentliche Menschliche, wo man sich aber wie ein Lasttier fühlt) bildet das Rückgrat von Marx' Kapital – und zugleich das ökonomische Rückgrat seiner Theorie der Entfremdung. Marx beschreibt mit vielen Zahlenbeispielen die beiden Hauptproduktionssektoren: Sektor I: Produktion der Produktionsgüter, und Sektor II: Produktion der Konsumgüter. Er beschreibt auch einen dritten Sektor, Sektor III: Produktion der Luxusgüter für den Konsum der Kapitalistenklasse – Güter die aus dem weiteren kapitalistischen Kreislauf ausscheren, weil sie weder als Kapital noch als Arbeiterlohn weitere Verwendung finden können und daher keinen Einfluss auf die Profitrate ausüben. (Zu Sektor III

gehören übrigens auch die gesamten Rüstungsausgaben, die aus den Profiten der Kapitalisten finanziert werden, um dann aus dem System auszuscheren.)

Es ist kein Zufall, dass aus Sicht der Kapitalisten Sektor I der primäre Sektor ist, denn für sie gilt »Produktion um der Produktion Willen«, also die unbegrenzte Vermehrung ihres Kapitals in Form von Produktionsanlagen und Geldkapital, das ebenfalls in neue Produktionsanlagen investiert werden kann. Arbeiter arbeiten natürlich in allen drei Sektoren, und im Konsumgütersektor, Sektor II, müssen daher ausreichend Konsumgüter hergestellt werden, um gegen die Löhne der Arbeiter im eigenen sowie in den beiden anderen Sektoren getauscht werden zu können. Alle drei Sektoren werden natürlich auch Produktionsanlagen verbrauchen, die im Sektor I hergestellt werden. Das ist das Gesamtsystem mit seinen verschlungenen Bewegungen, das Marx für uns so detailliert schildert. Bei aller Komplexität bleibt es aber in einem Punkt sehr simpel: Die Ausbeutung findet nur in der Produktion statt und nirgendwo sonst.

Aber es gibt ein tiefer liegendes Problem, und das ist überhaupt die Definition von Arbeit. Im überhistorischen Sinne ist der »Arbeitsprozess ... Aneignung des Natürlichen für menschliche Bedürfnisse, [...] ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens und daher [...] allen seinen Gesellschaftsformen gleich gemeinsam.« (MEW 24, S. 198f.) Im Kapitalismus geschieht diese »Aneignung des Natürlichen für menschliche Bedürfnisse« aber ausschließlich in den kapitalistischen Betrieben. Der Mensch, der Arbeiter oder die Arbeiterin – wenn wir vom Einzelbauern absehen – ist aller Möglichkeit beraubt, das Natürliche direkt für seine Bedürfnisse anzueignen. Er kann dies nur durch Verkauf seiner Arbeitskraft erreichen.

Alle Arbeitsprozesse sind vom Kapital monopolisiert. Daraus folgt, dass Tätigkeiten außerhalb des Ausbeutungsverhältnisses keine Arbeit sind, sondern Konsumtion des Arbeiterlohns. Es ist eine Banalität zu sagen, würde der Arbeiter nach Feierabend aufhören zu atmen, er dann am nächsten Tag seine Arbeitskraft nicht mehr verkaufen könnte und der Kapitalismus in diesem rein physikalischen Sinne von seinem Atmen abhängig ist. Darin könnte man auf der rein physikalischen Ebene eine Dialektik sehen. Aber Atmen ist deshalb noch lange keine Arbeit.

Der Kapitalist ist auch davon abhängig, dass der Arbeiter Nahrung zu sich nimmt, dass er sich halbwegs erholt usw. Diese Tätigkeiten der Erholung, auch die unmittelbar vorgelagerten Tätigkeiten wie Kochen oder das Bett Machen, sind aber keine Arbeit, auch wenn wir selbstverständlich von »Hausarbeit« reden, sondern mehr oder minder mühselige und oft sehr langweilige, sich stets wiederholende Tätigkeiten in der Einsamkeit eines abgeschiedenen Haushalts. Wobei auch hier die Langeweile gelegentlich unterbrochen wird, wenn man Gäste zu sich einlädt beispielsweise, oder die Kinder für einen wegen ihres unendlichen Erfindungsgeists wieder mal eine schöne Überraschung bereiten. »Der Kapitalist kann ihre Erfüllung getrost dem Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb der Arbeiter überlassen«, wie Marx feststellt. Von »unbezahlter häuslicher Arbeit« (beispielsweise auf S. 56 aber an vielen anderen Stellen) zu reden, verwischt das Spezifikum der Arbeit unter kapitalistischen Verhältnissen und öffnet die Tür zu einer a- oder überhistorischen Betrachtungsweise.

Gelegentlich oder gar des öfteren passiert es in der menschlichen Sprache, dass dasselbe Wort für unterschiedliche Sachverhalte verwendet wird. Dagegen ist nichts einzuwenden. Aber wenn damit die Sachverhalte selbst durcheinander gebracht werden, ist das unzulässig. Schauen wir uns mal zunächst das Marx-Zitat auf Seite 25 an:

Welches immer die gesellschaftliche Form des Produktionsprozesses, er muss kontinuierlich sein oder periodisch stets von neuem dieselben Stadien durchlaufen. So wenig eine Gesellschaft aufhören kann zu konsumieren, so wenig kann sie aufhören zu produzieren. In einem stetigen Zusammenhang und dem beständigen Fluss seiner Erneuerung betrachtet, ist jeder gesellschaftliche Produktionsprozess daher zugleich Reproduktionsprozess. (S. 25; MEW 23, S. 591)

Und damit der Leser, die Leserin keinem Missverständnis unterliegt, wird das letzte Wort aus dem Zitat, »Reproduktionsprozess«, von den Autoren nochmals in einer Klammer extra erläutert: »= Wiederherstellung des Ausgangszustandes«. Soweit so gut. Dann im direkt anschließenden Absatz fahren die Autoren fort:

Das heißt, Reproduktion und Produktion hängen stets zusammen. Eine Gesellschaft kann immer nur so viel produzieren, wie sie auch reproduzieren kann. Produktion impliziert immer notwendigerweise Reproduktion. Um kontinuierlich produzieren zu können, bedarf es dementsprechend auch einer fortwährenden Reproduktion. (S. 25)

Hier wird – mir nichts dir nichts – aus der Reproduktion im Sinne der stetigen Wiederherstellung des Ausgangszustands des *gesamten* wirtschaftlichen Kreislaufs plötzlich Reproduktion im Sinn der Generationenreproduktion und Wiederherstellung der Arbeitskraft. Und es wird zusätzlich eine hierarchische Abhängigkeit der Produktion von dieser Reproduktion (im zweiten Sinne) postuliert.

Das Kapitel aus »Kapital« Band I, aus dem die Autoren obiges Zitat nehmen, trägt die Überschrift: »Einfache Reproduktion«. Wenn man die weiteren Absätze liest, wird einem sofort klar, dass hier Marx tatsächlich »Reproduktion« im Sinne der *gesamsgesellschaftlichen Reproduktion* meint und nicht im Sinne nur der geschlechtlichen oder körperlichen Reproduktion der Arbeitskraft.

Außerdem sollten wir uns Rhondas und Oskars Zitat ein zweites Mal genauer anschauen: »Eine Gesellschaft kann immer nur so viel produzieren, wie sie auch reproduzieren kann«, schreiben sie. Das würde aber bedeuten, dass es im Kapitalismus keine Überproduktion und folglich auch keine Überproduktionskrisen geben kann. Hiermit wird so mir nichts dir nichts Marx' Krisentheorie einfach über Bord geworfen.

Zurück zur Vorstellung der doppelten Quelle der Mehrwertschöpfung schreiben die Autoren in einer bemerkenswerten Fußnote:

Es lohnt sich, sich diese Tatsache bildlich vorzustellen: Die wenigsten gehen nach der Lohnarbeit nach Hause und sagen dann: »Jetzt mach ich noch 2,5 Stunden Reproduktionsarbeit, um morgen wieder ausgebeutet werden zu können.« (Fußnote 52)

Es lohnt sich allerdings, diese Fußnote genauer zu betrachten. Denn in Wirklichkeit hält es sich umgekehrt. Traurigerweise ist es in der Tat so, dass viele Arbeiter sich in ihrer Freizeit sehr wohl Gedanken machen, wie sie sich für die Arbeit am nächsten Tag »fit« machen können oder sollten. Das ist eben Teil der psychologischen Entfremdung. Denn obwohl Mann/Frau sich während der Arbeit »als Tier« fühlt, weiß er oder sie, dass sie nur *in* der Produktion eine *gesellschaftliche* und daher auch *gesellschaftlich anerkannte* Tätigkeit ausübt und dafür auch entlohnt wird, und in der Isolation des eigenen Zuhauses eben nicht – da fühlt sie sich zwar »frei«, aber in einer eintönigen Routine eingezwängt und wertlos weil ohne eigene Einnahmequelle und somit abhängig vom verdienenden Partner oder Partnerin, die ihnen zuweilen schmerzlich spüren lassen, wer »hier die Brötchen verdient« und »wo der Hammer hängt«.

Viele Frauen gehen daher lieber einer bezahlten Tätigkeit nach, auch wenn die anfallenden Kindergarten-, Fahrt- und sonstigen Kosten den verdienten Lohn fast gänzlich auffressen, um Teil der gesellschaftlichen Produktion zu sein. Das ist ein Grund, warum Lenin – der Meinung, dass gleicher Lohn für gleiche Arbeit nicht ausreicht – so leidenschaftlich darum kämpfte, Frauen von der Plackerei der Hausarbeit zu befreien:

Die Frau bleibt nach wie vor Haussklavin, trotz aller Befreiungsgesetze, denn sie wird erdrückt, erstickt, abgestumpft, erniedrigt von der Kleinarbeit der Hauswirtschaft, die sie an die Küche und an das Kinderzimmer fesselt und sie ihrer Schaffenskraft durch eine geradezu barbarisch unproduktive, kleinliche, entnervende, abstumpfende, niederdrückende Arbeit vergeuden lässt. Die wahre *Befreiung der Frau*, der wahre Kommunismus wird erst dort beginnen, wo und wann der Massenkampf ... gegen diese Kleinarbeit der Hauswirtschaft, oder richtiger, ihre massenhafte Umgestaltung zur sozialistischen Großwirtschaft beginnt. (*Werke* 29, S. 419).

Sozialisten sind diesseits der Revolution immer dafür eingetreten, dass Frauen als Lohnarbeiterinnen und nicht bloß als Hausfrauen gleichberechtigter Teil der Arbeiterklasse sind. Als Lohnsklavin haben sie dadurch noch lange nicht ihre Befreiung erreicht, genauso wenig wie ihre männlichen Kollegen, aber sie sind unmittelbar am Produktionsprozess beteiligt. Das verschafft ihnen nicht nur finanzielle Selbständigkeit gegenüber dem Mann, sondern eröffnet ihnen die Chance, direkt an Streiks gegen die Bosse teilzunehmen und somit ganz unmittelbar das System ökonomisch zu treffen und Solidarität mit anderen Frauen und auch männlichen Kollegen in die Praxis umzusetzen.

Im Kapitalismus ist alles auf den Kopf gestellt: Marx vergleicht das Tier mit dem Menschen und sagt, »es [das Tier] produziert nur unter der Herrschaft des unmittelbaren Zwangs, während der Mensch selbst frei vom physischen Bedürfnis produziert und erst wahrhaft produziert in der Freiheit von demselben« (Ökonomisch-philosophische Manuskripte 1844, *MEW* 40, S. 517). Produktion ist »Gattungsleben«, gehört zur Natur des Menschen wie das Atmen. »Indem daher die entfremdete Arbeit dem Menschen den Gegenstand seiner Produktion entreißt, entreißt sie ihm sein *Gattungsleben*, seine wirkliche Gattungsgegenständlichkeit und verwandelt seinen Vorzug vor dem Tier in den Nachteil, dass sein unorganischer Leib, die Natur, ihm entzogen wird.« (ebenda)

Da wo die menschlichen Fähigkeiten die höchsten Errungenschaften erzeugen, nämlich in der *Produktion*, ist der Arbeiter, die Arbeiterin entfremdet, dem Befehl ihrer Vorgesetzten untergeordnet, er oder sie arbeitet nicht für die Sache sondern nur für den Lohn, und da wo er oder sie gerade noch einige Krümel dieser wunderbar entwickelten Produktion *konsumieren* darf, also beim Stillen ihrer unmittelbaren tierischen Bedürfnisse, fühlen sie sich frei aber machtlos. Dagegen kann man ansetzen, indem man sich in der Freizeit künstlerisch oder wohltätig betätigt, diese Tätigkeiten werden allerdings nur vom eigenen mehr oder weniger großen Umfeld, nicht aber von der Gesellschaft als Ganze anerkannt, sie schaffen nicht den grundsätzlichen Sprung vom privaten zum Gesellschaftlichen, weil sie ohne Einfluss auf den Bereich der *Produktion* bleiben.

Entfremdung ist Merkmal jeder Lohnarbeit im Kapitalismus, aber der Beruf spielt auch eine Rolle. Es ist doch ein Unterschied, ob ich Rüstungsgüter für den nächsten Krieg produziere, oder als Pfleger, Krankenschwester, Lehrerin oder Erzieher direkt mit Menschen arbeite, denen ich zu helfen versuche. Daher schöpfen letztere bei Streiks ihre moralische Unterstützung unter Großteilen der Bevölkerung. Denn bessere Arbeitsbedingungen in diesen Bereichen bedeuten bessere Gesundheit für die Patienten, bessere Lernumgebung für die Schülerinnen, bessere Entfaltungsmöglichkeiten für die kleinen Kinder usw. Ihr Kampf ist auch ein Kampf gegen die zunehmende Entfremdung in unserer Gesellschaft, er ist ein Kampf für einen höheren Soziallohn zugunsten der gesamten Arbeiterklasse.

Aber sogar in der Freizeit fühlt sich der Arbeiter nicht vollkommen von seinen Pflichten gegenüber dem Kapital befreit. Wie weit dieses Gefühl der Entfremdung geht, hängt von seinem Selbstbewusstsein, von seinem gewerkschaftlichen und politischen Organisationsgrad ab, aber vollkommen kann er sich davon nicht freimachen (genauso wenig wie sogar der marxistische Arbeitslose von Schuldgefühlen in Bezug auf seine Arbeitslosigkeit sich freimachen kann). Im Extremfall ist er oder sie dermaßen entfremdet, dass er bzw. sie ihre Freizeit, ihre Zeit der »Reproduktion«, vollkommen in den Dienst des Kapitals stellt. Das geschieht, zumindest auf der Ebene der Staatsideologie, im Faschismus ganz und gar, wo Frauen beispielsweise Kinder »für den Führer« gebären und ihre männlichen Sprösslinge »Adolf« nannten.

Aber genau gegen eine solche vollkommene Entfremdung richtet sich ja der Arbeitskampf. Der Kampf um Pausen, also um Zeiten der Reproduktion (im Sinne von Erholung) sogar während der Arbeitszeit, ist – philosophisch betrachtet – ein Kampf um *etwas* weniger Entfremdung (im Rahmen einer nach wie vor entfremdeten Welt). Der große Arbeitskampf bei Daimler und Bosch für fünf Minuten Pause in der Stunde für die Fließbandarbeiter im Jahr 1973 ist ein lehrreiches Beispiel. Denn Entfremdung ist nicht einfach ein *Zustand*, sie ist ein *Vorgang*, der tagein tagaus von neuem beginnt, ein Prozess, der mehr oder weniger intensiv verläuft, je nachdem, ob es den Kapitalisten – diesen »Blutvampiren«, von denen Marx spricht – gelingt, pro Stunde mehr oder weniger Blut zu saugen.

Die IGM legitimierte ihren Kampf um Arbeitspausen allerdings nicht mit Klassenbegriffen, sondern mit Appellen an die Unternehmer: »Pausen nützen der Produktivität«, steht in einem ihrer Flugblätter aus dem Jahr 2006, unterlegt mit schönen Tabellen über die nach jeder Kurzpause gestiegene Produktivität. Das ist der klassenversöhnliche Standpunkt einer auf Kumpanei mit der Kapitalistenklasse ausgerichteten Gewerkschaftsbürokratie, die sich bei den Bossen Liebling machen möchte. Das kann aber nicht der Standpunkt von revolutionären Sozialisten sein. Dabei ist es vollkommen unerheblich, ob diese Statistiken stimmen oder nicht (sie stimmen übrigens, denn natürlich ist es so, dass weniger Ausbeutung → weniger Erschöpfung → mehr Kraft, um nach der Pause oder am nächsten Tag wieder mehr ausbeutbar auf der Matte zu stehen).

Der Versuch, die Ausbeutung im Sinne einer Verbilligung der Arbeitskraft auch im Bereich der Konsumtion (also in der Sphäre der Reproduktion der Arbeitskraft durch Konsumtion der Lebensmittel) zu orten, führt uns sehr schnell auf ganz gefährliches Glatteis. Denn, wenn Ausbeutung überall ist, wenn es kein Entkommen gibt, weder im Betrieb noch in der Freizeit, dann haben wir fürwahr Orwellsche Zustände, dann ist der Kampf zwecklos, gar sinnlos, dann gibt es keine Vorstellung mehr, wo wir überhaupt anfangen können oder sollten. Wenn alles letzten Endes Ausbeutung ist, auch der Freizeitbereich, dann wozu um mehr Freizeit kämpfen? Es macht doch keinen Sinne, dann ist es doch besser, ich versklave mich ganz und gar und lasse den Kapitalisten in Gestalt eines altmodischen Sklavenhalters ganz über mein Leben bestimmen. Das ist keine wünschenswerte Alternative.

Der erkämpfte Lohn, den ich als Arbeiter erhalte, werde ich zwar schneller als ich denken kann verzehrt haben, so dass mir nichts anderes übrigbleibt, als mich immer wieder von neuem an den Kapitalisten zu verkaufen, dennoch ist es während des Verzehens *mein* Lohn. *Meine subjektive Sicht ist Teil meiner Klassenperspektive, diesen Lohn auf Kosten der Profite zu erhöhen, auch wenn aus Sicht der Kapitalisten dieser Lohn nichts anderes ist als eine notwendige Ausgabe, will er den Produktionsprozess am nächsten Tag fortsetzen.*

Überhaupt der Versuch der Autoren, Reproduktion und Produktion als sich »gegenseitig bedingend« (S. 33), also beide auf die gleiche Ebene zu stellen, verwischt die Klassenverhältnisse, verwischt die ökonomische Abhängigkeit der Arbeiter- von der Kapitalistenklasse, auch wenn letztere ohne ausbeutbare Arbeiter natürlich nicht existieren kann. In seinen »Ökonomischen-philosophischen Manuskripten« stellte Marx 1844 zum Lohn fest:

4. der Arbeitslohn gehört zu den Kosten des Kapitals; 5. in Bezug auf den Arbeiter ist die Arbeit die Reproduktion seines Lebenskapitals; 6. in Bezug auf den Kapitalisten ein Moment der Tätigkeit seines Kapitals; (MEW 40, S. 552).

Die Arbeit »ist« die Reproduktion des Arbeiters, schreibt Marx unter Punkt 5 – ein an sich ganz einfacher Zusammenhang. Dass dieser Arbeitslohn erst außerhalb der Arbeitsstelle auch konsumiert, bzw. zunächst gegen Konsumgüter getauscht werden muss, um dann konsumiert zu werden, ändert an dem Zusammenhang nichts. (In seinem wunderbaren, marxistischen Film »Moderne Zeiten« zeigt Charlie Chaplin in einer Szene den vergeblichen Versuch, auch das Füttern des Arbeiters zu automatisieren – was gründlich schiefgeht, weil der Arbeiter doch auch Mensch ist, und die Maschine ihn nicht ersetzen kann.)

Oder: »Die Nachfrage nach Menschen regelt notwendig die Produktion der Menschen wie jeder anderen Ware. [...] Und die Nachfrage, von der das Leben des Arbeiters abhängt, hängt von der Laune der Reichen und Kapitalisten ab.« (MEW 40, S. 471). Und weiter: »Die Arbeit kommt nur unter der Gestalt der *Erwerbstätigkeit* in der Nationalökonomie vor.« (ebenda, S. 477). Und in einer Fußnote: »Der Arbeiter ist gegenüber demjenigen, der ihn verwendet, nicht in der Lage eines *freien Verkäufers* ... dem Kapitalisten steht es immer frei, die Arbeit zu verwenden, und der Arbeiter ist immer gezwungen, sie zu verkaufen. Der Wert der Arbeit ist völlig zerstört, wenn sie nicht in jedem Augenblick verkauft wird.« (S. 482).

## **Basis und Überbau**

German zitiert zustimmend Chris Harman:

Die Unterscheidung zwischen Basis und Überbau ist eine Unterscheidung zwischen sozialen Beziehungen, die unmittelbaren Veränderungen im Zuge von Veränderungen in den Produktivkräften unterliegen, und jenen, die relativ statisch und sich einer Veränderung widersetzen. Die kapitalistische Familie gehört eher zur zweiten Kategorie als zur ersteren, sogar in Bezug auf ihre »wirtschaftliche« Funktion der Reproduktion der Arbeitskraft. (Chris Harman, *International Socialism Journal* 2:1, Sommer 1978)

Diese Unterscheidung, also die Einsicht, dass die Familie Teil des Überbaus ist, untermauert German selbst mit sehr anschaulichen Beispielen. So beschreibt sie die Situation britischer Frauen im Zweiten Weltkrieg folgendermaßen:

Die industrielle und militärische Zwangseinberufung wurde für Frauen wie für Männer schnell eingeführt. Die Verordnung über Notwendige Arbeit (Registrierung für den Arbeitseinsatz) trat bereits ab 1941 in Kraft. Frauen aus Industrien wie Wollschachen und Einzelhandel wurden für essenziellere Arbeiten

freigesetzt und sie durften nicht ohne Erlaubnis den Arbeitsplatz wechseln. 1942 wurden die Bestimmungen nochmals verschärft. Frauen zwischen 20 und 30 Jahren durften nur vermittelt durch die Arbeitsagenturen eine Arbeitsstelle antreten, und die einzigen Frauen, die nicht arbeitspflichtig waren, waren jene, die mindestens eine Person versorgen mussten. Ende 1943 waren mittlerweile alle Frauen zwischen 18 und 50 in Arbeitsagenturen registriert – und fast die Hälfte *aller* Frauen waren entweder in Arbeit oder beim Militär.

1943 arbeiteten bereits zwei Millionen Frauen in der Munitionsindustrie, verglichen mit einer halben Million noch 1939. Frauen fanden Beschäftigung in einer Reihe von Schwerindustrien, beispielsweise im Schiffsbau, der zuvor eine fast exklusiv männliche Domäne war, und übernahmen sogar viele Facharbeiterstellen. Das rief eine ganze Reihe von Forderungen nach gleichem Lohn hervor; Arbeiter streikten für diese Forderung bei Rolls-Royce in Hillington bei Glasgow im Jahr 1943 – trotz Streikverbots in Kriegzeiten. Im Großen und Ganzen wurde der Forderung nicht stattgegeben, aber die Frauenlohnquote verglichen mit den Männern stieg dennoch, stellenweise sogar ganz beträchtlich.

Zwischen 1939 und 1944 stiegen die Frauenlöhne in der Metallindustrie, im Maschinen- und Schiffsbau um sechs Prozent in Relation zu den männlichen Löhnen, betrug aber nach wie vor nur knapp mehr als die Hälfte. Die Zeitlöhne bezogen auf die Blaumänner in diesen Industrien stiegen in der gleichen Zeit von 62 auf 74 Prozent – sie hatten sich beinahe verdoppelt, von 32 auf 56 Schilling pro Woche. Diese Lohnerhöhungen waren von einer Lohngleichheit weit entfernt. Sie kontrastierten aber sehr deutlich mit den niedrigen Löhnen für »Frauenarbeit« der Vorkriegszeit, vor allem als Hausmagd.

Dieser kriegsbedingte enorme Umbruch im Leben der Frauen hatte auch weitreichende soziale Folgen. Frauen wurden ermuntert, lange Stunden zu arbeiten. Die Kinder vieler verheirateter Frauen wurden evakuiert. Und sogar dann, wenn Mutter und Kind zusammenlebten, geschah es oft, dass sie sich tage- oder gar wochenlang nicht zu Gesicht bekamen. Eine Ironie der Kriegszeit war, dass die Mütter von den Behörden ermuntert wurden, ihre Kinder zugunsten der Kriegsanstrengungen zu verlassen. Eine der vielen Propagandaposter der Regierung hielt die Frauen davon ab, ihre evakuierten Kinder allzu oft zu besuchen. Die offizielle Haltung gegenüber Müttern, die Zeit für ihre Kinder aufbringen wollten, war das Gegenteil von der in Friedenszeiten, wenn denselben Müttern Vernachlässigung vorgeworfen worden wäre.

Von diesen Frauen wurde während des Kriegs nicht erwartet, ihre Hauptanstrengungen der Aufrechterhaltung häuslichen Betriebs zu widmen. Vielmehr wurde ihnen oft davon abgeraten, zu viel im Haus zu tun. Staatliche Restaurants stellten warme Mahlzeiten zu günstigen Preisen zur Verfügung, Kinderbetreuung stand zumindest für einige Frauen zur Verfügung. Manche Fabriken stellten sogar Einkäuferinnen ein, die die oft zeitaufwendige Aufgabe übernahmen, vor den Geschäften Schlange zu stehen und die Lebensmittel für die Rüstungsarbeiter einzukaufen. (S. 102–104)

Dieses und andere Beispiele beweisen, wie brüchig die Institution »Familie« ist und wie sehr ihre Ausformung von grundsätzlicheren – in diesem Fall staatlich verordneten – Veränderungen der produktiven Basis abhängt. Die Zahl der Kinderkrippen und Tagesstätten stieg von 40 im Jahr 1940 auf 1345 im Jahr 1943 und stieg danach weiter an. ([http://www.unionhistory.info/timeline/1939\\_1945.php](http://www.unionhistory.info/timeline/1939_1945.php))

Das ist so sehr der Fall, dass überhaupt der Begriff »Familie« als selbständiger Faktor mehr als fragwürdig ist. Es stimmt zwar, dass Millionen von Menschen in »Einzelfamilien« und in Ehen zusammenleben. Aber für wie lange? Wie lange bleiben die Kinder zu Hause? Wie viele Ehepartner trennen sich oder lassen sich scheiden, um dann möglicherweise wieder zu heiraten? Wie viele Familien sind durch die entfernte Arbeitsstätte – in der Regel des Ehemanns – real auseinandergerissen? Bildet die kolumbianische Prostituierte, die mit ihrem hart verdienten Geld ihre Mutter und ihre beiden Kinder daheim unterstützt, während der Ehemann sich längst verdünnsiert hat, eine Familie? Und wenn dann, wer sorgt denn für *ihre* Reproduktion? Und was ist mit der Reproduktion des polnischen Fernfahrers, der oftmals über Wochen in Westeuropa von einer Ladestelle, von einer Raststätte zur anderen unterwegs ist? Wer streicht denn für ihn die Brötchen? Und für die Millionen Fabrik- und Büroarbeiter, die in der Kantine essen? Was ist mit der wachsenden Schar von Singles, Männern wie Frauen, in den Großstädten? Verbilligen sie ihre eigene Arbeitskraft, wie Lindsey Germans Theorie nahelegt, wenn sie mal für sich selbst kochen? Wenn man dann die hunderten Millionen chinesischer Wanderarbeiter hinzuzählt, die oft ein Großteil des Jahres getrennt von ihren Familien in den Großstädten mehr oder minder illegal leben und arbeiten, kommt man schnell zu dem Schluss, dass der Begriff »Familie« im traditionellen Sinn des Worts als ökonomische Ein-

heit mehr als fraglich ist. Ohne Statistiken bemühen zu wollen, ist doch relativ klar, dass die »Kernfamilie« keineswegs die Regel darstellt, wenn sie es jemals tat.

Die bürgerlichen Redensarten über Familie und Erziehung, über das traute Verhältnis von Eltern und Kindern werden um so ekelhafter, je mehr infolge der großen Industrie alle Familienbände für die Proletarier zerrissen und die Kinder in einfache Handelsartikel und Arbeitsinstrumente verwandelt werden. (Karl Marx, »Das Kommunistische Manifest«)

Dieses berühmte Zitat wird oft herangeführt als Beweis, dass Marx doch etwas über das Ziel hinausgeschossen sei, denn Millionen Menschen leben heutzutage tatsächlich in »Familienstrukturen«. Entscheidend aber ist, dass diese Strukturen von Gnaden der Kapitalisten existieren und jegliche ökonomische Eigenständigkeit schon längst eingebüßt haben. Ihre Gestaltung richtet sich nach den Bedürfnissen des Kapitals. Sie werden auseinandergerissen oder gnädigerweise als »Einheit« über hunderte und tausende Kilometer in andere Weltteile geschleudert, und dem müssen sie sich unterwerfen. Die über 60 Millionen Flüchtlinge weltweit (nur die offizielle Zahl!) unterstreichen diesen Sachverhalt. In diesem Sinn hat Marx doch Recht behalten: die Großindustrie hat »alle Familienbände für die Proletarier zerrissen«.

Das bedeutet nicht, reale Beziehungen zwischen Menschen auf zynische Weise in Frage stellen zu wollen. Menschen verlieben sich, kommen zusammen, heiraten, beziehen eine gemeinsame Wohnung, sorgen für einander, setzen Kinder auf die Welt, trennen sich, finden neue Partner und Partnerinnen, mit oder ohne Kinder, und bilden neue »Familien«, mit oder ohne Verheiratung, und immer öfter sind es sogar gleichgeschlechtliche Partnerschaften. Echte, freie Liebe gibt es tatsächlich, wie Laurie Penny in ihrem Buch »Unspeakable Things« eindringlich ermahnt: »Freie Liebe ist Liebe, die nicht vereinnahmt oder erzwungen wird, die nicht in gegenseitiger Unterdrückung mündet, die nicht bloß ein anderes Wort für Arbeit, Pflicht und Konformismus ist.« (S. 236 – eigene Übersetzung). Und weiter: »Liebe ist nicht ein knappes Gut.« (S. 239)

Und Marx zur Liebe:

Setze den *Menschen* als *Menschen* und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du Liebe nur gegen Liebe austauschen, Vertrauen nur gegen Vertrauen etc. Wenn du die Kunst genießen willst, musst du ein künstlerisch gebildeter Mensch sein; wenn du Einfluss auf andre Menschen ausüben willst, musst du ein wirklich anregend und fördernd auf andere Menschen wirkender Mensch sein. Jedes deiner Verhältnisse zum Menschen – und zu der Natur – muss eine *bestimmte*, dem Gegenstand deines Willens entsprechende *Äußerung* deines *wirklichen individuellen* Lebens sein. Wenn du liebst, ohne Gegenliebe hervorzurufen, d. h., wenn dein Lieben als Lieben nicht die Gegenliebe produziert, wenn du durch deine *Lebensäußerung* als liebender Mensch dich nicht zum *geliebten Menschen* machst, so ist deine Liebe ohnmächtig, ein Unglück. (»Ökonomisch-philosophische Manuskripte«, Kapitel »Die entfremdete Arbeit« MEW 40, S. 514f., S. 567)

Penny fordert eine »Meuterei«, eine Meuterei nicht nur auf der Ebene der Geschlechter und des Genders, sondern der Klassen. (Wie sie sich die Revolution vorstellt, sagt sie uns allerdings nicht.) Mit anderen Worten eine Sprengung der bestehenden Verhältnisse, die Bourdieu so prägnant mit dem Spruch beschrieb: »Man hat, was man mag, weil man mag, was man hat.« (»Die feinen Unterschiede«, S. 286 – übrigens nicht: »Man mag, was man hat, weil man hat, was man mag«, wie ihn Rhonda und Oskar irrtümlich im Text zitieren – S. 47) Das erinnert stark an Engels Betrachtung der Geschlechterverhältnisse nach dem Sturz des Kapitalismus:

Das wird sich entscheiden, wenn ein neues Geschlecht herangewachsen sein wird: ein Geschlecht von Männern, die nie in ihrem Leben in den Fall gekommen sind, für Geld oder andre soziale Machtmittel die Preisgebung einer Frau zu erkaufen, und von Frauen, die nie in den Fall gekommen sind, weder aus irgendwelchen andern Rücksichten als wirklicher Liebe sich einem Mann hinzugeben, noch dem Geliebten die Hingabe zu verweigern aus Furcht vor den ökonomischen Folgen. Wenn diese Leute da sind, werden sie sich den Teufel darum scheren, was man heute glaubt, dass sie tun sollen; sie werden sich ihre eigne Praxis und ihre danach abgemessene öffentliche Meinung über die Praxis jedes einzelnen selbst machen – Punktum. (»Ursprung der Familie«, in: MEW 21 S. 83).

Und vielen glückt es, trotz der um sich greifenden Unterdrückung, partnerschaftliche Liebe sogar heute zu erleben. Das ist alles ganz real, und wenn sie sich selbst gern als »Familie« sehen, ist das ihr gutes Recht

(ein gutes Recht, das übrigens Hunderten von Millionen Menschen verwehrt wird, beispielsweise jungen Menschen in den arabischen Staaten, die, der Arbeitslosigkeit verschuldet, überhaupt nicht erst die Chance haben zu heiraten und eine Familie zu gründen). Aber die Kernfamilie als unabhängige ökonomische Einheit zu betrachten, führt nur zu falschen Schlussfolgerungen.

Aus Beziehungen, die nicht durch Gesetze geheiligt sind, entstehen Verwandtschaftsverhältnisse so vielfältig und komplex, nur viel solider, als jene, die die Ehe hervorbringt. (Marcel Proust, »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« – eigene Übersetzung)

Nach einer berühmten Passage von Marx über Basis und Überbau:

In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewusstseinsformen entsprechen. (S. 14; »Zur Kritik der politischen Ökonomie«, MEW 13, S. 8)

... schreiben die Autoren:

Sowohl die Produktivkräfte als auch die Produktionsverhältnisse verändern sich stetig und stehen in einer dialektischen Beziehung zueinander. (S. 14)

Damit entkräften sie aber geradezu Marx' Argument. Marx schreibt, dass die Produktionsverhältnisse einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte *entsprechen*. Zwischen beiden besteht folglich eine eindeutige Hierarchie, die Produktivkräfte sind das treibende Element, die Produktionsverhältnisse das abhängige Element, nämlich die *Entsprechung*. Das zweite Element verändert sich in dem Maß, wie sich das erste Element verändert.

Übrigens wird in diesem Zusammenhang sehr oft Engels zitiert. Er schreibt nämlich in einem Brief an Joseph Bloch 1890:

Nach materialistischer Geschichtsauffassung ist das *in letzter Instanz* bestimmende Moment in der Geschichte die Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens. Mehr hat weder Marx noch ich je behauptet. Wenn nun jemand das dahin verdreht, das ökonomische Moment sei das *einzig* bestimmende, so verwandelt er jenen Satz in eine nichtssagende, abstrakte, absurde Phrase. Die ökonomische Lage ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Überbaus – politische Formen des Klassenkampfes und seine Resultate – Verfassungen, nach gewonnener Schlacht durch die siegende Klasse festgestellt usw. – Rechtsformen, und nun gar die Reflexe aller dieser wirklichen Kämpfe im Gehirn der Beteiligten, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und deren Weiterentwicklung zu Dogmensystemen, üben auch ihre Einwirkung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren Form. Es ist eine Wechselwirkung aller dieser Momente, worin schließlich durch alle die unendliche Menge von Zufälligkeiten (d. h. von Dingen und Ereignissen, deren innerer Zusammenhang untereinander so entfernt oder so unnachweisbar ist, dass wir ihn als nicht vorhanden betrachten, vernachlässigen können) als Notwendiges die ökonomische Bewegung sich durchsetzt. Sonst wäre die Anwendung der Theorie auf eine beliebige Geschichtsperiode ja leichter als die Lösung einer einfachen Gleichung ersten Grades. (MEW 37, S. 463)

Althusser – auf den ich mich sonst sehr ungern berufen würde – wirft die berechtigte Frage auf (in »Pour Marx, S. 117ff), was genau mit »in letzter Instanz« gemeint ist, und wie man die Einheit von Basis und Überbau unter der Bedingung, dass die verschiedenen Momente des Überbaus auf Form und Verlauf der Klassenkämpfe einwirken und diese sogar bestimmen können, sich überhaupt vorstellen sollte. Althusser wendet vollkommen zu Recht ein, dass Engels' Hinweis auf die »unendliche Menge von Zufälligkeiten« eine Antwort nicht gerade erleichtert. Noch weniger, wenn in Engels Worten deren »innerer Zusammenhang« nicht nachweisbar ist. Althusser wirft Engels' Schema vor, von der Durchsetzung der ökonomischen Bewegung zu reden, aber ohne den Zusammenhang zwischen den vielen Zufälligkeiten und dieser ökonomischen Bewegung zu nennen. Außerdem könne man die ökonomische Basis ebenfalls in unendlich viele Einzelmomente zerlegen. Althusser weist darauf hin, dass es Marx hingegen in seinem »Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte« sehr wohl gelungen sei, die wichtigsten Stränge der Ereignisse

nachvollziehbar zu erklären, indem er zwischen mikroskopischen und historischen Momenten unterschied.

Aber es kommt noch schlimmer. Engels schreibt weiter:

Zweitens aber macht sich die Geschichte so, dass das Endresultat stets aus den Konflikten vieler Einzelwillen hervorgeht, wovon jeder wieder durch eine Menge besonderer Lebensbedingungen zu dem gemacht wird, was er ist; es sind also unzählige einander durchkreuzende Kräfte, eine unendliche Gruppe von Kräfteparallelogrammen, daraus eine Resultante – das geschichtliche Ergebnis – hervorgeht, die selbst wieder als das Produkt einer, als Ganzes, *bewusstlos* und willenlos wirkenden Macht angesehen werden kann. Denn was jeder einzelne will, wird von jedem andern verhindert, und was herauskommt, ist etwas, das keiner gewollt hat. (MEW 37, S. 464)

Im weiteren Verlauf seiner Kritik weist Althusser auf die Parallelen zwischen Engels mit Hobbes, Locke und Rousseaus »volonté générale«, auf Smiths und Ricardos Atomismus, auf den Mythos der »volontés individuelles«, den Marx in seiner »Die deutsche Ideologie« doch so eingehend demontierte:

Es geht aus der ganzen bisherigen Entwicklung hervor, dass das gemeinschaftliche Verhältnis, in das die Individuen einer Klasse traten und das durch ihre gemeinschaftlichen Interessen gegenüber einem Dritten bedingt war, stets eine Gemeinschaft war, der diese Individuen nur als Durchschnittsindividuen angehörten, nur soweit sie in den Existenzbedingungen ihrer Klasse lebten, ein Verhältnis, an dem sie nicht als Individuen, sondern als Klassenmitglieder teilhatten. Bei der Gemeinschaft der revolutionären Proletariat dagegen, die ihre und aller Gesellschaftsmitglieder Existenzbedingungen unter ihre Kontrolle nehmen, ist es gerade umgekehrt; an ihr nehmen die Individuen als Individuen Anteil. (MEW Band 3, S. 74f.)

Engels' Bild der »Parallelogramme« erinnert stark an Poulantzas' Staatsverständnis als »materielle Verdichtung eines Kräfteverhältnisses zwischen Klassen und Klassenfraktionen, das sich im Staat immer in spezifischer Weise ausdrückt« (Poulantzas, »Staatstheorie«, Hamburg 2002, S. 159 – kursiv im Original), letztlich eine reformistische Vorstellung aus der einfachen Physik, wonach man nur ein Bissel mehr Kraft braucht, um den Gang der Geschichte zu beeinflussen, ganz so als ob die Gegenseite nur ein passives Element auf dem staatlichen Spielfeld wäre und nicht selbst denken und aktiv eigene Maßnahmen ergreifen könnte.

Althusser selbst verließ übrigens nie das Feld des Reformismus. Er entwickelte gegen Ende seines Lebens zwar eine scharf Kritik am Stalinismus, beispielsweise am desaströsen Verhalten der Kommunistischen Partei Frankreichs während 1968, meinte aber, für den Stalinismus gäbe es keine Erklärung, er sei ein Beispiel für ein Phänomen »ohne Ursache« (cause absente), und ferner schreibt er: »Das Proletariat muss sich der Staatsmacht bemächtigen, um den bestehenden bürgerlichen Staatsapparat zu zerstören.« (Appareils, S. 81) Also erst übernehmen, dann zerstören. Wieso zerstören, wenn man ihn auch so übernehmen kann, bleibt Althusser's (und Poulantzas') Geheimnis. Um sich zu rechtfertigen, entwickelt er einen feinen Unterschied zwischen dem Staat als solchem (appareil répressif d'État) und der Macht *über* den Staat (pouvoir d'État).

Zurück zu den obigen Zitaten: Wenn man beide Zitate vergleicht, merkt man, dass bei Engels Einzelindividuen mit ihrem Willen im Vordergrund stehen, bei Marx hingegen Individuen eingebettet in Klassen. Bei Marx erscheint das Wort »bestimmen« ein einziges Mal, und zwar zur Beschreibung des engen Verhältnisses zwischen gesellschaftlichem Sein und dem dazugehörigen Bewusstsein, dem *bewussten Sein*. Ansonsten beschränkt sich Marx auf die bescheideneren Worte »entsprechen« und »bedingen«. Bei Engels weiter oben ist davon die Rede, dass Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens das *bestimmende* Moment sei, wenn auch in »letzter Instanz«. Nein, die *Menschen* bestimmen, nicht die Produktion, und in einer Klassengesellschaft sind es eben nicht *die* Menschen, sondern die herrschende Klasse – im Kampf mit den von ihnen beherrschten und unter materiellen und gesellschaftlichen Bedingungen, die sie vorfinden. Aus Lehm kann ich mit einem halben Dutzend helfenden Händen eine kleine Hütte bauen aber kein Empire State Building errichten, dafür brauche ich Stahl und Beton und einige tausende Facharbeiter und noch vieles mehr, aber der Stahlbeton zwingt mich nicht zum Bau eines Empire State Building, ich könnte genauso gut für den Kriegsfall Schutzbunker bauen oder das ganze Zeug ins Meer schütten. »Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische etc. Entwicklung beruht auf der ökonomischen. Aber sie alle reagieren auch aufeinander und auf die ökonomische Basis. Es ist nicht, dass die

ökonomische Lage *Ursache, allein aktiv* ist und alles andere nur passive Wirkung. Sondern es ist Wechselwirkung auf Grundlage der *in letzter Instanz* stets sich durchsetzenden ökonomischen Notwendigkeit.« So Engels fünf Jahre später in einem Brief an Borgius (MEW 39, S. 206). Ich kann als herrschende Klasse aber die ökonomische Basis zerstören, statt mich ihr zu fügen bzw. zumindest Rücksicht auf sie zu nehmen. Dann setzt sie sich eben nicht durch, auch nicht »in letzter Instanz«!

Chris Harman beschreibt sehr ausführlich diesen Zusammenhang anhand der Entwicklung, dem Aufstieg und dem Untergang von Zivilisationen in seinem Buch »A People's History of the World« (auf Deutsch: »Wer baute das siebentorige Theben?«). Auf den Punkt bringt er ihn in seinem Artikel »Base and Superstructure« mit folgenden Worten:

Menschliche Gruppen, denen es gelingt, ihre Arbeitsweise zu verändern, um die Produktivkräfte weiterzuentwickeln, werden erfolgreicher sein als andere, die das nicht tun. Kleine, kumulierende Veränderungen in den Produktivkräften können stattfinden, die zu Veränderungen in den zwischenmenschlichen Beziehungen führen, die ebenso klein sind, aber ebenso kumulativ. Die Menschen ändern ihre Beziehungen zu einander, weil sie ihre Mittel zur Existenzsicherung leichter produzieren wollen: Das Ziel ist die Zunahme der Mittel zur Existenzsicherung, die Veränderungen in den sozialen Beziehungen der Produktion die unbeabsichtigte Folge. Die Produktivkräfte rebellieren gegen die bestehenden Produktionsverhältnisse, nicht umgekehrt. (*International Socialism Journal* 32, Sommer 1986, S. 19)

Diesen Zusammenhang bebildert er mit folgendem Beispiel:

[...] eine Zunahme der Anzahl der Lehrlinge, die für den durchschnittlichen Lehrmeister in einer mittelalterlichen Stadt arbeiten, verändert nicht die Besitzverhältnisse. Aber sie verändert die sozialen Beziehungen in der Stadt auf eine Weise, die wichtige Folgen zeitigen kann. Ähnliche Überlegungen treffen auf viele andere bedeutsame historische Entwicklungen zu, angefangen mit der ersten Aussaat durch Jäger-Sammler bis hin zu Veränderungen der Produktionsmethoden in kapitalistischen Ländern heute. (ebenda S. 21)

Dieses Verständnis schließt nicht aus, dass die Produktionsverhältnisse auf die Produktivkräfte, und überhaupt der gesamte, auf beiden aufbauende politische, rechtliche und gesellschaftliche Überbau auf erstere zurückwirken – das tun sie auch. Alex Callinicos bietet ein sehr anschauliches Beispiel hierfür, nämlich das feudale China:

Unter der Sung-Dynastie (960–1259) war China Europa um einige Jahrhunderte voraus. Eisenhütten, die dort im 11. Jahrhundert gebaut wurden, waren bis zur industriellen Revolution die größten weltweit. Schusswaffen, bewegliche Lettern für den Buchdruck, der magnetische Kompass und mechanische Uhren waren in China schon hunderte Jahre früher als in Europa entwickelt worden. Doch diese Durchbrüche regten nicht die Entwicklung einer modernen industriellen Wirtschaft an. Die feudale Gesellschaftsstruktur – von Landbesitzern und Bürokraten beherrscht, die kein Interesse an solchen Fortschritten hatten – führte vielmehr zu Stillstand und Niedergang, bis schließlich im 19. Jahrhundert das alte Reich der Mitte den westlichen Kolonisatoren zur Beute fiel. (Alex Callinicos, »Die revolutionären Ideen von Karl Marx«, S. 127f.)

Dieses Zitat könnte man noch durch das Schicksal der chinesischen Flotte im 16. Jahrhundert ergänzen: Im Jahr 1500 wurde der Bau von Schiffen mit mehr als zwei Masten zum Kapitalverbrechen erklärt, und im Jahr 1525 die Zerstörung aller hochseetauglichen Gefährten angeordnet. Der Kaiser und sein System wollten keine neben sich aufstrebende Bourgeoisie dulden und entzogen ihr auf diese Weise die ökonomische Grundlage. Das ist ein Beispiel dafür, wie eine alteingesessene herrschende Klasse eine neu entstehende herrschende Klasse ausschalten kann. Ein anderer Ausgang wäre aber vielleicht denkbar gewesen: statt Zerstörung der Flotte, neue Steuern auf diese, die der Staatskasse zugute gekommen wären. Aber die verknöcherte Struktur des chinesischen Staatsapparats schloss einen solchen Kompromiss aus.

Dieses Beispiel erhellt aber auch Chris Harmans Zitat weiter oben: »Die Produktivkräfte rebellieren gegen die bestehenden Produktionsverhältnisse, nicht umgekehrt.« Man müsste es für diesen Fall vervollständigen: Die Besitzer der neuen Produktivkräfte (die Schiffseigner) rebellieren gegen die Besitzer der alten Produktivkräfte (den Staatsapparat), ziehen allerdings den Kürzeren. Jedenfalls, Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse auf die gleiche Ebene zu stellen und von beiden zu sagen, dass sie sich »stetig verän-

dern« und in einer »dialektischen Beziehung zueinander« stehen, verwischt die eigentliche Triebkraft. Bei aller Dialektik gibt es nach wie vor so was wie die altmodische Kausalität!

Das gilt noch mehr für die »Familie«. Denn, zu sagen, die Familie *gehöre* zum Überbau – wie ich das behaupte –, heißt nicht, sie *sei* der Überbau. Der chinesische Staat, aufbauend auf den bestehenden, alt-hergebrachten Produktionsverhältnissen, war so mächtig, dass er im Auftrag der alten herrschenden Klasse einen Teil der aufkommenden ökonomischen Basis unter einer neuen, aufkeimenden herrschenden Klasse hemmen oder gar zerstören konnte. Der Überbau selbst besteht aus verschiedenen Elementen, und die Familie der unterdrückten und ausgebeuteten Klassen ist ein sehr abhängiges Element. Dialektik (Widerspruch des Widerspruchs) kann nur stattfinden, wenn beide Kräfte annähernd gleich sind. Die Familie und auch die Reproduktion innerhalb der Familie ist das abhängige Element. Zwischen einer Maus und einem 200 Kilo schweren Mann, der auf sie tritt, entsteht keine Dialektik, vor allem nicht aus der Sicht der Maus. Gleiches gilt für die Familie.

Die Familie der Arbeiterklasse, als Konstrukt, ist zwar Teil des Überbaus, aber an vollkommen abhängiger Stelle. Sie ist nicht Teil der herrschenden Strukturen, sondern wird vielmehr durch diese Strukturen bestimmt und am laufenden Band gegängelt: Heirats- und Scheidungsgesetze, Gesetze zur Bestimmung der Kinderzahl (in China), Verbot des Schwangerschaftsabbruchs (quasi weltweit), Ächtung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften (ebenfalls fast weltweit), enorme gesetzliche Hürden beim Familiennachzug, Verbot des Nachzugs eines Partners oder einer Partnerin ohne gültige Eheschließung, Erschwernis der Eheschließung bei Partnern, die in verschiedenen Ländern leben ... die Liste könnte man fortsetzen. Außerdem fällt die Ausgestaltung dieser Gesetze in den verschiedenen, allesamt kapitalistischen Staaten, sehr unterschiedlich aus – was wiederum der Beweis ist, dass die Familie gar keine eigenständige Kraft besitzt und daher keine selbständige Rolle in einer irgendwie ausgeformten Dialektik spielen kann.

### ***Woher kommt die Frauenunterdrückung im Kapitalismus?***

Auch hier zunächst ein Zitat:

Verborgen unter der Oberfläche der Kleinfamilie ist es aber vielmehr die für die Reproduktion des Kapitals notwendige kostengünstige Hausarbeit, die die Quelle der Unterdrückung darstellt. Die strukturelle Beziehung vom Haushalt zur Reproduktion des Kapitals ist die ursprüngliche Problematik, die schließlich zur männlichen Dominanz und zu den Geschlechterhierarchien im Haushalt und außerhalb des Haushaltes führt. Dennoch kann dadurch »[...] Frauenunterdrückung als ausschließlich durch Männer ausgeübte Unterdrückung erscheinen [...]«.

Hier kann somit schließlich eine strukturelle Offenheit für männliche Dominanz angelegt sein. So argumentiert Paddy (sic!) Quick: »Jeder Versuch von Frauen, sich mehr anzueignen als für ihre unmittelbare Subsistenz notwendig ist, ist ein indirekter Anspruch auf denjenigen Part des Mehrwerts, der von der herrschenden Klasse angeeignet wird. Deswegen wird männliche Dominanz von der herrschenden Klasse unterstützt und sogar erzwungen. Auf der anderen Seite wird, im Rahmen des Systems, welches auf männliche Dominanz zurückgreift, jeder Versuch der Männer, sich ihrer ›Verantwortung‹, ihre Frauen auszuhalten, zu entziehen, ebenso verhindert.« (S. 43–44)

Demnach ist die »Quelle der Unterdrückung« die »kostengünstige Hausarbeit«, die ja *außerhalb* der Produktionssphäre liegt. Nach Paddy Quick hätte die herrschende Klasse somit *zusätzlich* zur Ausbeutung im Betrieb ein getrenntes und ganz spezifisches Interesse, »denjenigen Part des Mehrwerts«, den sie sich aneignet, vor »jedem Versuch von Frauen, sich mehr anzueignen als für ihre unmittelbare Subsistenz notwendig ist«, gesondert zu schützen. (Über diesen Satz bin ich übrigens mehrmals gestolpert, denn die Kapitalisten eignen sich doch nicht einen »Part« des Mehrwerts, sondern den gesamten Mehrwert! Irgendwann kam ich auf die Idee, dass hier ein Übersetzungsfehler vorliegen könnte. Und tatsächlich, im englischen Original steht: »Any attempt by women to appropriate to themselves more than is required for their subsistence is an indirect demand on *part of the* surplus appropriated by the ruling class.« Quelle: Heft 9(3) und nicht bloß 9. Es steht hier nicht »denjenigen Part«, sondern lediglich »*einen Teil ... des* von der herrschenden Klasse angeeigneten Mehrwerts«. Aber auch mit der Korrektur wird es nicht besser.) Nach Quick kämpfen die Kapitalisten folglich an zwei Fronten, einmal gegen ihre Belegschaften im

Betrieb und einmal gegen die Hausfrau! Und gegen wen soll die Hausfrau kämpfen, bitte sehr? Gegen den Ehemann? Oder gegen den Kapitalisten? Gegen beide? Und mit welchen Mitteln?

Hier wird was konstruiert. Die Kapitalisten wollen immer an der Ausbeutungsschraube drehen, dazu dienen Arbeitsverdichtung, Lohnsenkungen und Verschlechterung der Arbeitsbedingungen, aber auch Senkung des Soziallohns in Gestalt von Staatsausgaben zugunsten der arbeitenden Bevölkerung. Vor allem in Zeiten der Wirtschaftskrise wird und muss umso kräftiger an der Schraube gedreht werden. Komplizierter müssen wir es doch nicht sagen. Dass dabei, wenn beispielsweise Kindergärten geschlossen werden, die zusätzlich entstehende Belastung zunächst auf die Schultern der Frauen abgeladen wird, ist aus Sicht der Kapitalisten bloß Kollateralschaden. Abgesehen davon, dass die Belastung dann doch auch den Mann – wenn vorhanden – schnell wieder einholt, denn er muss dann den ausfallenden Lohn seiner Partnerin, die wegen fehlender Kinderbetreuung nicht mehr arbeiten kann, entweder durch weitere Überstunden kompensieren oder sich mit einem eingeschränkten Lebensstandard abgeben.

Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern *entsteht* nicht in der Familie, sie wird vom Kapitalismus tagtäglich *vorgegeben*, wie das obige Beispiel während des Zweiten Weltkriegs veranschaulicht. Der körperliche Unterschied von Mann und Frau ist so minimal, dass – besonders beim heutigen Stand der Technik – sich daraus nicht einmal ein »Trigger« (S. 35) begründen lässt. Auf diese enormen technischen Fortschritte verweist auch Penny sehr eindringlich. Frauen können bis kurz vor der Geburt eines Kinds arbeiten und auch kurze Zeit danach ihre Arbeit wieder aufnehmen. Wenn sie das nicht tun, liegt es ausschließlich am Mangel an einer ausreichenden Infrastruktur gekoppelt mit dem von konservativen Parteien und Kirche propagierten Rollenbild, das der Frau ein schlechtes Gewissen einredet, wenn sie nicht 24 Stunden am Tag als »Bezugsperson« zur Verfügung steht (ein Rollenbild, das übrigens in Frankreich weit weniger ausgeprägt ist als in Deutschland). Mehr zu diesem Rollenbild findet sich in Maya Moslers hervorragendem Artikel »Krippen schaden unseren Kindern nicht« (<https://www.marx21.de/30-juli-2007-erneuerter-streit-um-familienpolitik/>)

### ***Eine Frage der Menge***

So zu tun, als ob alles – mit wenigen Abstrichen – beim Alten geblieben wäre, nützt niemandem, auch den Frauen nicht. Im Deutschen Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts – das ist gar nicht so lange her – lag die Säuglingssterblichkeit, also innerhalb des ersten Lebensjahrs, bei über 207 pro tausend, im Jahr 2010 war sie auf 3,4 gesunken, das ist weniger als ein Sechzigstel. Die Anzahl der Kinder pro Frau war bereits zwischen 1850 und 1910 von 4,5 auf 2,5 gesunken, heute beträgt sie nur noch 1,4, womit Deutschland die niedrigste Geburtenrate weltweit hätte.

Aber auch die damit verbundene Plackerei hat erheblich abgenommen. Ich kann mich noch erinnern, die Windeln meiner kleinen Schwester mit der Hand gewaschen zu haben – weder Waschmaschine noch Wegwerfwindeln kannten wir. Die erste Waschmaschine, die 1960 über die Türschwelle der Familie kam, bei der ich in Pflege lebte, war eine für heutige Verhältnisse höchst seltsame Konstruktion. Beladen musste man sie von oben, bewegt wurde die Wäsche, genauer gesagt die tiefer liegenden Schichten, von einem sich drehenden Arm. So was wie eine Spinnfunktion, um das meiste Wasser am Ende des Waschvorgangs abzusondern, gab es nicht, stattdessen ein Walzenpaar, oben aufgesetzt, das man mit einer Kurbel drehen musste, um die Wäsche auszuwringen. Dennoch war die ganze Familie extrem stolz auf ihren Neuerwerb und ich durfte als erster die Kurbel drehen. Die heutigen Waschmaschinen haben mittlerweile eine so hohe Drehzahl, dass die Wäsche halb trocken rauskommt, oder funktionieren sogar zugleich als Trockner.

In der Küche gibt es mittlerweile alle erdenklichen Hilfen, Spülmaschinen sind mittlerweile eine Selbstverständlichkeit (obwohl ich es praktischer finde, den Abwasch per Hand zu erledigen), die Oberflächen der Küchenmöbel sind viel leichter zu wischen, vor allem die Ceranherde. Und wenn man sich nicht selbst bemühen möchte, gibt es alle möglichen Fertiggerichte aus dem Supermarkt. Eine Aufgabe gab es allerdings auch zur Zeit meiner Kindheit nicht mehr: Feuerholzschlagen und Gemüseärten pflegen! (S. 32) Früher hätte man Löcher in der Kleidung geflickt, heutzutage holt man sich was Neues bei Primark.

Sogar selbstfahrende Staubsauger gibt es mittlerweile, die man beim ersten Anblick leicht mit einer Personenwaage verwechseln könnte. Seit Lenins Russland zur Zeit der Revolution hat sich doch was getan.

Außerdem sind die Tätigkeiten im Haushalt nicht zeitlich geregelt. Was man heute nicht schafft, geht auch morgen oder nächste Woche, manches lässt man ganz liegen. Niemand steht hinter mir (außer der Fernsehwerbung) und sagt mir, wie sauber oder picobello meine Wohnung auszusehen hat, ganz anders als in der Fabrik, wo jede Handbewegung auf die Sekunde gemessen wird.

Mit Kindern verhält es sich natürlich anders. Man kann nicht ein Kind eine Woche lang liegen lassen und hoffen, es danach im gleichen Zustand wieder aufzufinden. Aber auch hier muss man genauer hinschauen. Es ist oft von Kinder-»Erziehung« die Rede. Aber Kinder »erziehen« sich doch weitgehend selbst, durch Nachahmung, Spiel und Selbstbeschäftigung mit interessanten Spielzeugen und vor allem mit Spielkameraden. Natürlich muss während der ersten Jahre ständig jemand aufpassen (wobei dies auch durch ältere Kinder, andere Familienmitglieder oder Freunde geschehen kann) aber das ist auch eine bereichernde Erfahrung – vorausgesetzt, man hat die entsprechende Umgebung und beispielsweise die Möglichkeit, zumindest für einige Stunden täglich das Kind in den Kindergarten zu bringen, was bekanntlich auch für das Kind Abwechslung bedeutet.

Die Aufteilung dieser Aufgaben zwischen zwei zusammenlebenden Partnern hängt weitgehend von den Arbeitszeiten außerhalb des Hauses ab, beispielsweise wenn Schichtdienst ins Spiel kommt oder größere Entfernungen zum Arbeitsplatz. Es gibt nach wie vor eine durch den männlichen Chauvinismus bedingte Schräglage, und die muss korrigiert werden, im Interesse der Frau, aber auch im Interesse des Mannes und der Kinder; an dieser Stelle ist das Wort »Erziehung«, auf den Mann gemünzt, durchaus angebracht. Aber all diese positiven Veränderungen sind für alle greifbar und von enormer Wichtigkeit im Alltagsleben.

In der Dialektik hört man immer wieder vom Gesetz des Umschlags von Quantität in Qualität. Es stellt sich die Frage, ab wann der unbedingt erforderliche Zeitaufwand für das Instandhalten einer Wohnung als vernachlässigbar gelten kann oder sogar von einer Plackerei zu einer Abwechslung wird. In der Simpsons-Serie gibt es eine Episode, in der Marge in eine voll automatisierte Wohnung mitsamt Familie umzieht. Sogar die Sprinkleranlage für die Blumen geht an, sobald sie auch nur daran denkt. Ergebnis: Sie fängt an zu trinken. Nicht die Plackerei treibt sie dazu, sondern das Fehlen jeder Tätigkeit, die Sinnlosigkeit des einsamen Daseins inmitten dieser vielen automatischen Maschinen.

Im Bereich der Geburtenkontrolle hat sich ebenfalls enorm viel getan, nicht nur mit der Pille, sondern auch mit der Pille danach, Kondome, die noch in vielen »fortschrittlichen« Ländern wie Kanada bis Ende der 1960er Jahre verboten waren (Verhütung galt bis 1969 in Kanada als Straftat) findet man in jeder Drogerie, und das Wissen um deren Benutzung ist ebenfalls größer. Trump und seine Kumpanen in den polnischen und irischen Regierungen und anderswo möchten hier allerdings die Uhren zurückdrehen – keine Errungenschaft ist gesichert.

Die Spaltung zwischen Mann und Frau, genauso wie die zwischen Arbeitern mit und jenen ohne die jeweilige Staatsangehörigkeit oder zwischen Weiß und Schwarz ist jedenfalls eine künstliche, und gerade weil sie künstlich ist, kann sie sogar im Rahmen des Kapitalismus punktuell durch Kampf überwunden werden und wird oftmals auch überwunden.

## ii) Rolle des Staats

Auch hier fangen wir mit einem etwas längeren Zitat an:

Lenin hat dafür eine prägnante Formulierung gefunden: Der Staat, als Instrument der herrschenden Klasse, »[...] ist das Produkt und die Äußerung der Unversöhnlichkeit der Klassengegensätze. Der Staat entsteht dort, dann und insofern, wo, wann und inwiefern die Klassengegensätze objektiv nicht versöhnt werden können. Und umgekehrt: Das Bestehen des Staates beweist, dass die Klassengegensätze unversöhnlich sind.« Im Verhältnis zum Kapital kommt dem Staat damit die konkrete Aufgabe zu, dafür zu sorgen, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse aufrechterhalten werden und die politischen Interessen des Kapitals geschützt werden. Aus ökonomischer Perspektive bedeutet das, dass dem Sozialstaat die

Aufgabe zukommt über seine institutionellen Mittel möglichst alle Produktionsstörungen und -hindernisse zu verhindern. Sein Agieren ist der »systemkonforme Eingriff«, wie es Habermas formulierte, im Sinne der Ausbeutung.

Dementsprechend kommt dem Staat im Bereich der Reproduktionspolitik die Rolle zu, das Verhältnis zwischen langfristigen Interessen des Kapitals – in unserem Fall die Gesamtheit der gesellschaftlichen Reproduktion – und dem kurzfristigen Interesse – maximale Ausbeutung – auszubalancieren. Die in Konkurrenz zueinander stehenden Kapitalfraktionen und Unternehmen können im Interesse ihrer eigenen Existenz keine nachhaltige Mehrwertabschöpfung garantieren. Deshalb muss der Staat eingreifen. Er organisiert die Rahmenbedingungen und tritt als Akteur zur Entwicklung von unterschiedlichen Lösungsansätzen der oben beschriebenen Widersprüche für die Sicherstellung bestimmter notwendiger und möglichst kostengünstiger Reproduktionsarbeiten auf. (S. 38f.)

Auch hier ist es interessant zu beobachten, wie beinahe unmerklich Lenins an sich klare Aussage, dass der Staat der Beweis für die Unversöhnlichkeit der Klassegegensätze ist, in eine ganz andere mit Hilfe des Worts »dementsprechend« übergeleitet wird, nämlich, dass der Staat die »langfristigen Interessen des Kapitals« gegenüber seinem »kurzfristigen Interesse – maximale Ausbeutung austariert«. Interessant auch wie Lenin für den Sozialstaat herhalten muss, wo es zu seiner Zeit in Russland keinen Sozialstaat gab – abgesehen von den vielen Staaten heute, in denen es ebenfalls keinen Sozialstaat gibt.

Den Klassegegensatz, den gibt es in der Tat, einen Gegensatz zwischen Staat und Kapital gibt es nicht. Staat und Kapital sind zwar nicht immer deckungsgleich – obwohl sie es sehr wohl sein können, wie im Fall von Stalins Staatskapitalismus in Russland, oder mehr oder weniger deckungsgleich wie unter Bedingungen der Kriegswirtschaft –, und es besteht eine gewisse Arbeitsteilung, wobei jeder seine eigene eigentümliche Trägheit für eine begrenzte Zeit entwickelt, aber es stimmt einfach nicht, dass der Staat »längerfristig« als Einzelkapitalisten denken würde (oder dass Einzelkapitalisten immer nur kurzfristig denken, wo sie doch Produktionsanlagen, zuweilen aber auch Behausungen und anderes für ihre Arbeiter Jahre im voraus planen und durchführen).

Engels bezeichnete den Staat ganz prägnant als »nichts als eine Maschine zur Unterdrückung einer Klasse durch eine andere, und zwar in der demokratischen Republik nicht minder als in der Monarchie« (Vorwort zu Karl Marx' »Bürgerkrieg in Frankreich«, 1891, *MEW* 22, S. 199), bzw. »eine besondere Formation bewaffneter Menschen zum Schutz des Privateigentums«, während bereits das Kommunistische Manifest aus dem Jahr 1848 festhält: »Die moderne Staatsgewalt ist ein Ausschuss, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisieklasse verwaltet.« Marx' Formulierung im 18. Brumaire zur Beschreibung des französischen Staats nach 1848 ist sehr plastisch: »ein Beamtenheer von einer halben Million neben einer Armee von einer anderen halben Million, dieser fürchterliche Parasitenkörper, der sich wie eine Netzhaut um den Leib der französischen Gesellschaft schlingt und ihr alle Poren verstopft« (*MEW* 8, S. 150). Nach der Niederlage der Pariser Kommune wurde er noch deutlicher: dieser Staat müsse im Rahmen einer Arbeiterrevolution »zerbrochen« werden, es sei nicht möglich, »die bürokratisch-militärische Maschinerie aus einer Hand in die andere zu übertragen«. (*MEW* 17 S. 709)

Wie kurzsichtig und rücksichtslos – sogar gegen die eigene Produktionsbasis gerichtet – der Staat agieren kann, zeigen unzählige Beispiele, auch solche aus der jüngsten Geschichte. Schauen wir uns den syrischen Staat an. Er galt in den 1950er und 1960er Jahre zwar als diktatorisch, aber zugleich immerhin als »vorausschauend« und »planend«. Die ganze Planung verhinderte nicht, dass die schreckliche Dürre in den fünf Jahren direkt vor Ausbruch der Revolution 2011 zum Untergang von einer Million Bauernwirtschaften und zur Massenflucht in die ohnehin verarmten und überfüllten Städte führte, während zeitgleich eine kleine Schicht von Neureichen in immer dickeren SUVs die engen Gassen der Städte verstopfte. Nein, der Staat tat alles in seiner Macht, das eigene Land zu privatisieren, so beispielsweise den einzigen Bahnhof in Damaskus, der dann in ein Museum verwandelt wurde, während die Gleise aus dem Boden gerissen wurden, um Platz für Bauspekulanten zu schaffen, was ich mit eigenen Augen feststellen konnte, als ich einen Monat lang im August 2010 dort Arabisch lernte. Assad untergrub damit die eigene ökonomische Basis, um sie dann in einem mittlerweile fünf Jahre währenden Bürgerkrieg vollständig zu verwüsten. Im Extremfall ist politische Macht wichtiger als die ökonomische Basis, auch wenn sie ohne ökonomische Basis, die Quelle allen Reichtums, sich natürlich nicht ewig halten können (wobei sogar das nicht immer stimmen muss: Assad kann sich vor allem Dank der Unterstützung durch Russland, den Iran und

die Hisbollah eine ganze Weile halten – ähnlich wie der israelische Staat nur mit Hilfe der Großimperialisten am Leben erhalten wird). Syrien mag ein extremes Beispiel erscheinen, wiederholt sich aber unzählige Male über das gesamte afrikanische Kontinent und darüber hinaus.

Wenn wir den Blick auf Deutschland werfen, sehen wir ähnliche Mechanismen am Wirken. So ist die Zahl der Studienplätze in der Medizin *nach* der Wiedervereinigung und trotz größerer Bevölkerungszahl von 10.000 auf 9000 gesenkt worden! Und zwar durch den Staat, nicht durch die Privatwirtschaft. Die chronische Unterfinanzierung des öffentlichen Verkehrs – im Schienenverkehr gibt Deutschland pro Einwohner nur ein Sechstel von dem aus, was die Schweiz ausgibt – oder der Abwasserkanäle, die teilweise seit über 100 Jahren vor sich hin vergammeln, oder der Autobahnbrücken, die unter der Last immer schwereren LKWs brüchig werden, zeigt, dass der Staat nicht mehr Zukunftsplanung betreibt als ein Großunternehmen wie Siemens, der aber auch nicht alles von heute auf morgen umstellen kann.

Zur »Weitsicht« des Staats zitiert Lee Humber über die Privatisierungen und den drohenden materiellen und auch finanziellen Kollaps (die nächste geplatze Blase?) des Gesundheitswesens in Großbritannien und den USA Engels aus seiner »Zur Lage der arbeitenden Klasse in England«:

In letzter Instanz ist doch das eigne Interesse und speziell der Gelderwerb das einzig entscheidende Moment. Ich ging einmal mit einem solchen Bourgeois nach Manchester hinein und sprach mit ihm von der schlechten, ungesunden Bauart, von dem scheußlichen Zustande der Arbeiterviertel und erklärte, nie eine so schlecht gebaute Stadt gesehen zu haben. Der Mann hörte das alles ruhig an, und an der Ecke, wo er mich verließ, sagte er: And yet, there is a great deal of money made here – und doch wird hier enorm viel Geld verdient – guten Morgen, Herr! Es ist dem englischen Bourgeois durchaus gleichgültig, ob seine Arbeiter verhungern oder nicht, wenn er nur Geld verdient. Alle Lebensverhältnisse werden nach dem Gelderwerb gemessen, und was kein Geld abwirft, das ist dummes Zeug, unpraktisch, idealistisch. (MEW, Bd. 2, S. 487) (zitiert in: <http://isj.org.uk/neoliberalism-and-the-crisis-in-health-and-social-care/>)

Im gleichen Artikel erwähnt Humber eine erschreckende Zahl: In den USA sind medizinische Fehler in Krankenhäusern die Hauptursache für vermeidbare Todesfälle, noch vor Rauchen und Fettleibigkeit, die an zweiter und dritter Stelle rangieren. Die Zahl solcher vermeidbaren Todesfälle in US-Krankenhäusern lag 2005 bei 98.000.

Der Klimawandel und die drohenden Kriege sogar mitten in Europa mit ihrem Potenzial, die gesamte Menschheit auszulöschen, machen noch deutlicher, wie wenig »der Staat« plant. Jüngstes Beispiel ist TTIP: Die EU-Kommission, die den Vertrag selbst aushandelt, errechnet einen zusätzlichen Ausstoß von 11 Millionen metrischen Tonnen CO<sub>2</sub> infolge der damit verbundenen Liberalisierung, womit die eigenen Zielvorgaben in Sachen Klimaschutz vollends ad Absurdum geführt werden. Oder die staatlich geförderte Zerstörung unserer Gesundheit durch die Diesel-Autos, die laut EU-Umweltbehörde für den vorzeitigen Tod von jährlich 10.000 Menschen allein in Deutschland verantwortlich sind. Es fällt einem wirklich schwer, hier irgendwelche »Langfristigkeit« im Spiel zu sehen. Oder nehmen wir die im Zuge der »Flüchtlingskrise« wieder eingeführten Grenzkontrollen innerhalb des Schengen-Raums: Die Wirtschaft errechnet allein wegen der zusätzlichen Wartezeiten einen Schaden für die europäische Industrie in Höhe von 110 Milliarden Euro jährlich! Das sind alles Beispiele dafür, wie Staat und Wirtschaft auseinanderklaffen können, aber keine Beispiele für eine an sich unabhängige oder vorausschauende Rolle des Staats.

Diese Beispiele machen noch etwas anderes deutlich, nämlich, dass es ganz falsch ist, von »dem« Staat zu reden. Es gibt auf der Welt fast 200 Staaten, die alle miteinander konkurrieren. Große und kleine Kapitalien stützen sich auf »ihren« jeweiligen Staat, mit dessen Hilfe sie andere Kapitalisten von Märkten zu verdrängen versuchen. Und wenn ein Staat nicht ausreicht, dann bilden sie mehr oder weniger stabile Staatenbünde wie die EU, die aber bei der nächsten ernsthaften Krise zu zerbrechen drohen, oder sie schmieden transatlantische und pazifische Handelsverträge, um die aufsteigenden BRIC-Staaten im Zaum zu halten und so das momentan bestehende imperialistische »Gleichgewicht« aufrechtzuerhalten.

Die Staatenkonkurrenz schließt jede »vorausschauende« Politik gänzlich aus. Man braucht gerade jetzt eine beliebige Tageszeitung aufzuschlagen, um sich davon zu überzeugen: TTIP? Schnee von gestern. Obamacare? Weiß man nicht. Brexit? Wer hätte das gedacht. Handelskrieg USA–China oder gar offener

Krieg? Hoffentlich kommt es nicht so weit. Die Liste ließe sich endlos fortsetzen. Wichtig für unsere Analyse ist, dass für die in diese zwischenstaatlichen, imperialistischen und regionalen Konkurrenzen verwickelten Staaten das Ziel, die Oberhand zu gewinnen, das grundsätzliche Interesse am Erhalt der eigenen Arbeiterklasse zeitweilig in den Hintergrund drängen kann.

### ***Gegenbeispiel Arbeitsschutzgesetze in England ab Mitte des 19. Jahrhunderts?***

Ein beliebtes Beispiel für die »Weitsichtigkeit« des Staats und sogar für ein Eingreifen zugunsten der Arbeiterklasse (wenn auch im Interesse der »langfristigen« Profitabilität des Kapitalismus) ist die schrittweise Einführung verschiedener Gesetze zum Schutz der Ware Arbeitskraft – so das Verbot der Nachtarbeit für Frauen im 19. Jahrhundert. Schauen wir uns einige der Höhepunkte dieser Reformvorhaben und wie sie zustande kamen an.

Auch hier beginnen wir mit einem Marx-Zitat aus dem »Kapital« Band I:

Von nun an regelte, mit wenigen Ausnahmen, der Fabrikakt von 1850 in den ihm unterworfenen Industriezweigen den Arbeitstag aller Arbeiter. Seit dem Erlass des ersten Fabrikakts war jetzt *ein halbes Jahrhundert* verflossen. (S. 312; meine Hervorhebung – aber wer diese Stelle liest, spürt Marx' kochende Wut!)

Dennoch hatte das Prinzip gesiegt mit seinem Sieg in den großen Industriezweigen, welche das eigenste Geschöpf der modernen Produktionsweise. Ihre wundervolle Entwicklung von 1853–1860, Hand in Hand mit der physischen und moralischen Wiedergeburt der Fabrikarbeiter, schlug das blödeste Auge. Die Fabrikanten selbst, denen die gesetzliche Schranke und Regel des Arbeitstags durch *halbhundertjährigen Bürgerkrieg Schritt für Schritt abgetrotzt*, wiesen prahlend auf den Kontrast mit den noch »freien« Exploitationsgebieten hin. Die Pharisäer der »politischen Ökonomie« proklamierten nun die Einsicht in die Notwendigkeit eines gesetzlich geregelten Arbeitstags als charakteristische Neuerrungenschaft ihrer »Wissenschaft«. Man versteht leicht, dass, nachdem sich die Fabrikmagnaten in das Unvermeidliche gefügt und mit ihm ausgesöhnt, die Widerstandskraft des Kapitals graduell abschwächte, während zugleich die Angriffskraft der Arbeiterklasse wuchs mit der Zahl ihrer Verbündeten in den nicht unmittelbar interessierten Gesellschaftsschichten. Daher vergleichungsweise rascher Fortschritt seit 1860. (S. 312–13).

Man hat gesehen: Diese minutiösen Bestimmungen, welche die Periode, Grenzen, Pausen der Arbeit so militärisch uniform nach dem Glockenschlag regeln, waren *keineswegs Produkte parlamentarischer Hirnweberie*. Sie entwickelten sich *allmählich aus den Verhältnissen heraus, als Naturgesetze der modernen Produktionsweise*. Ihre Formulierung, offizielle Anerkennung und staatliche Proklamation waren *Ergebnis langwieriger Klassenkämpfe*. Eine ihrer nächsten Folgen war, dass die Praxis auch den Arbeitstag der erwachsenen männlichen Fabrikarbeiter denselben Schranken unterwarf, da in den meisten Produktionsprozessen die Kooperation der Kinder, jungen Personen und Frauenzimmer unentbehrlich. Im großen und ganzen galt daher während der Periode von 1844–1847 der zwölfstündige Arbeitstag allgemein und *uniform* in allen der Fabrikgesetzgebung unterworfenen Industriezweigen. Die Fabrikanten erlaubten diesen »Fortschritt« jedoch nicht ohne einen kompensierenden »Rückschritt«. Auf ihren Antrieb reduzierte das Unterhaus das Minimalalter der zu verarbeitenden Kinder von 9 Jahren auf 8, zur Sicherung der dem Kapital von Gott und Rechts wegen geschuldeten »additionellen Fabrikkinderszufuhr«. (S. 299 – meine Hervorhebung).

Man sieht, Marx betont ausdrücklich die *passive* Rolle des Staats als Vermittler zwischen den Klassen – im Interesse der herrschenden Industriellen, das ist sowieso klar, aber dafür sorgend, dass Zugeständnisse, die die Arbeiterklasse im Kampf sowieso schon errungen hatte, eine *uniforme* Gestalt annehmen, denn nur so ließ sich eine »unlautere Konkurrenz« zwischen den verschiedenen Unternehmen eines Industriezweigs unter einander ausschließen.

Eine Stelle im obigen Zitat ist übrigens besonders interessant in Bezug auf den Zusammenhang zwischen Schutz der weiblichen mit dem Schutz auch der männlichen Arbeitskraft: Fortschritte im Bereich der Frauenarbeit übertrugen sich sehr schnell auf den Bereich der männlichen Arbeit. Arbeitsschutz für die einen ist auch Arbeitsschutz für die anderen. Auf diese Weise wurden im Laufe der letzten 200 Jahre tendenziell immer mehr Berufe für beide Geschlechter geöffnet – eine Entwicklung, die wir nur begrüßen und als Sozialistinnen und Sozialisten weiter forciert gesehen möchten.

Das ganze 19. Jahrhundert war von bitteren Klassenauseinandersetzungen geprägt. Mit dem Ende der napoleonischen Kriege im Jahr 1815 und dem »Jahr ohne Sommer« 1816 infolge des gewaltigen Vulkanausbruchs auf Indonesien stiegen die Brotpreise exorbitant, zugleich nahm die Arbeitslosigkeit zu und die Löhne sanken zeitweise um mehr als die Hälfte, so dass Lohnersatzleistungen immer mehr zur Regel wurden. Es kam zu dem so genannten Massaker von Peterloo, um nur ein herausragendes Beispiel zu nennen. Am 16. August 1819, nach wiederholten Demonstrationen bereits in den vorangehenden Monaten, drangen nach neuester Forschung zwischen 60.000 und 80.000 Menschen, darunter viele entlassene Soldaten, auf das offene Petersfeld inmitten von Manchester – es waren mehr als die Hälfte der Bevölkerung der unmittelbaren Umgebung. Bei einer Gesamtgröße von knapp 12.000 m<sup>2</sup> waren das also um die sechs Menschen pro Quadratmeter! Diese Protestkundgebung, bespickt mit Bannern, auf denen stand: »Keine Korngesetze«, »Jährliche Parlamentswahlen« und »Geheime Wahlen«, und auf der zum ersten Mal Frauenreformgesellschaften zahlreich vertreten waren, wurde von 400 Kavallerie (die Yeomanry reicher Bauern), Hunderten Fußregimentern, 600 Husaren und 400 Sonderpolizei angegriffen. Etwa 15 Demonstranten wurden getötet, mindestens 654 verwundet (viele ließen sich nicht behandeln aus Angst vor Entlassung); obwohl Frauen nur etwa 12 Prozent der Demonstranten stellten, stellten sie ein Viertel der Verletzten dar – die Kavallerie hatte es besonders auf sie abgesehen. Der Poet Shelley widmete dem Massaker ein Gedicht, Peterloo wird heute noch jährlich commemoriert.

Ein anderer Höhepunkt war die Rebellion der Ludditen gegen die enormen Lohnsenkungen und Entlassungen im Zuge der Einführung moderner Textilmaschinen Anfang des 19. Jahrhunderts: 12.000 Soldaten wurden noch mitten in den Napoleonischen Kriege gegen sie eingesetzt, um ihre Bewegung niederzuschlagen. 1838 entstand dann die Massenbewegung der Chartisten, die Millionen Unterschriften im ganzen Land für eine Parlamentsreform und Arbeitsschutz sammelten, etliche Monsterkundgebungen abhielten und 1842 den ersten Generalstreik der Weltgeschichte mit fast einer halben Million Teilnehmern und Teilnehmerinnen organisierten. Im ganzen Land sprießen »Komitees für Kürzere Arbeitszeiten«.

Die These, wonach »der Staat« die langfristigen Interessen des Kapitals durchsetzt, ist nicht aufrechtzuerhalten. In Wirklichkeit war es eine ganze Kombination verschiedener, ineinander greifender Umstände, die schließlich die herrschende Klasse in der Frage der Fabrikgesetzgebung zu Zugeständnissen bewog. Nachfolgend in Telegrammstil eine Auflistung:

- Manche der größten Textilfabrikanten wie der Sozialutopist Robert Owen und Joshua Fielden konnten in den *eigenen* Fabriken die Beobachtung machen, dass eine bessere Behandlung der Arbeiterschaft und Reduzierung der Arbeitszeiten nicht zu einem Einbruch der Profite führten, nicht einmal kurzfristig;
- Großfabrikanten entwickelten nach langem Zögern das Interesse an einem allgemeinen Gesetz, mit deren Hilfe sie die Konkurrenz kleinerer, weniger moderner Fabriken ausstechen konnten;
- je größer und komplexer die zu beaufsichtigende Maschinerie, desto mehr kam es auf die höchste und gleichmäßige Aufmerksamkeitskonzentration der Arbeiterinnen an – die war vor Ablauf eines 12-Studentags längst aufgebraucht, so dass eine Arbeitszeitreduzierung nicht nur »langfristig« im Sinne des Gesundheitsschutzes angebracht war, sondern ganz kurzfristig im Sinne einer effizienteren und weniger störanfälligen Produktion und auch im Sinne eines pfleglichen Umgangs mit der teuren Maschinerie (Marx beschreibt sehr ausführlich im »Kapital«, dass Arbeit nicht nur darin besteht, einer bestehenden Ware Wert *hinzu*zufügen, sondern auch, den in der Ware bereits vorhandenen Wert zu *bewahren*, was einen sorgsamem und technisch adäquaten Umgang mit ihr voraussetzt – und je mehr Wert diese Ware besitzt, desto wichtiger dieser sorgsame Umgang);
- viele der größten Fabrikanten waren zugleich selbst Mitglied des Parlaments – daher ist die Gegenüberstellung Privatkapital ↔ Staat einfach falsch;
- innerhalb der Regierung und der Parteien gab es stets Dissens in der Frage der Reformierung der Arbeitsgesetzgebung – daher ist es auch falsch, von *dem* Staat wie von einem von vornherein einheitlich handelnden Subjekt zu reden;

- nicht nur die Maschinerie wurde teurer und komplexer, auch die Fertigungstiefe nahm immer mehr zu: das heißt, Endprodukte der einen Fertigungsstufe dienten als Ausgangsmaterial für die nächsthöhere Fertigungsstufe; die immer engere Verflechtung der verschiedenen Produktionszweige erforderte zunehmend gleichbleibende Qualitätsstandards, die mit der raubeinigen Ausbeutung der Arbeitskraft in Konflikt gerieten;
- die Fabrikinspektoren waren unter sich uneinig – manche nahmen ihren gesetzlichen Auftrag sehr ernst (auf ihre Berichterstattung stützte sich Marx selbst) – manche wiederum agierten bloß als Handlanger der Fabrikanten; oft wurden »übereifrige« Inspektoren von den höheren staatlichen Organen wieder zurückgepfiffen;
- Richter, die über Übertretungen der Arbeitsschutzgesetze zu urteilen hatten, waren oft selbst Fabrikanten – auch auf dieser Ebene war eine Trennung zwischen Staat und Privatunternehmen nur eine sehr bedingte;
- mit der älter werdenden Arbeiterschaft wuchs auch die Bedeutung angesammelter technischer Fertigkeiten, die in der Frühphase noch nicht ins Gewicht gefallen war; der Schutz dieser Fertigkeiten (und damit zwangsläufig ihrer lebendigen Träger, nämlich die Arbeiter) wurde immer wichtiger – ein Umstand, auf den Marx ausdrücklich anhand des Schicksals der Textilarbeiter während der Flaute nach 1863 hinweist, die die Textilmagnaten zwar aufs Pflaster geworfen hatten aber in Erwartung eines neuen Aufschwungs dennoch zwangsweise im Land behalten und an einer Auswanderung hindern wollten; sie forderten vom Staat, sie in Armenhäusern »einzusperren und einzuölen« (so die etwas ironische Formulierung der Zeitung »Times«) (siehe »Das Kapital« Band 1, MEW 23, S. 599–603);
- die beiden enorm verlustreichen Burenkriege 1880–81 und 1899–1902 in Südafrika in einer Situation wachsender allgemeiner Kriegsvorbereitungen im Vorfeld des Ersten Weltkriegs hatten die Kriegsuntauglichkeit britischer Soldaten in ein grelles Licht gerückt – auch aus imperialistischen Interessen sah sich der Staat daher genötigt, einige Maßnahmen zu ergreifen, um die hygienischen Standards zu erhöhen; aber ob die vom Staat organisierten Schlachten des Ersten Weltkriegs in die Kategorie »vorausschauende Planung« fallen, ist höchst zweifelhaft;
- Fortschritte in der Medizin und im Gebäudebau ermöglichten es dem Staat, verhältnismäßig kostengünstige aber durchaus wirkungsvolle Maßnahmen zu ergreifen, die die kurzfristige Profitabilität der Industrie nicht nur nicht bedrohte, sondern sogar erhöhte.

Wichtig ist festzuhalten, dass es nicht ein weitsichtiger, souverän handelnder Staat war, der als »Vater« die Geschicke der Kapitalisten in die Hand nahm, sondern eine Kombination vieler Faktoren, die zu *einigen*, durchaus *zögerlichen* Zugeständnissen in Sachen Gesundheitsschutz führten – die im Zuge von Wirtschaftskrisen dann teilweise wieder zurückgeschraubt wurden.

### iii) Ursachen für und Kampf gegen Frauenunterdrückung

Die Autoren argumentieren, die »Gebärfähigkeit« von Frauen sei letztlich der Auslöser (»Trigger«) für die Frauenunterdrückung:

Es lässt sich somit für die Bestimmung der Unterdrückung der Frau festhalten: Die Gebärfähigkeit ist der *Trigger*, die besondere Organisationsform der sozialen Reproduktion in Klassengesellschaften ist die *Ursache* der Unterdrückung. Der minimale biologische Unterschied vom Mann zur Frau wird dann unter diesen Umständen zum entscheidenden Auslöser für unterschiedliche Rollen in der sozialen Arbeitsteilung und damit einhergehend einer Konstruktion von Geschlechterrollen und -identitäten. Man könnte daher sagen, dass der Kapitalismus als eine bestimmte gesellschaftliche Organisationsform von Produktion und Reproduktion die Grundlage legt, auf der sich die Ideologie der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern ausbreitet. (S. 36)

Auch in diesem Zitat wird hin und her geschwommen. Zu Beginn heißt es ganz allgemein »in Klassengesellschaften«, und gegen Ende wird »der Kapitalismus« herbeizitiert. Aber der Kapitalismus ist eben eine ganz *andere* Klassengesellschaft als die vorangehenden, und Frauen haben im Kapitalismus eine ganz

andere und auch wechselnde Rolle in der Produktion eingenommen als in früheren Klassengesellschaften. Während letztere durch einen relativen Stillstand in der Produktion gekennzeichnet waren, ist das hervorragende Merkmal des Kapitalismus seine Dynamik. Die Rolle, die Frauen einnehmen bzw. die ihnen zugewiesen wird, wechselt ständig.

Aber auch die von den Autoren zitierte Statistik, wonach Frauen 22% weniger verdienen als Männer, ist nicht das ganze Bild. Zunächst muss festgehalten werden, dass die Lohnunterschiede von einem EU-Land zum anderen enorm variieren: Betragen sie in Slowenien nur 2,5%, sind es in Estland 30%. Während der Lohnunterschied EU-weit durchschnittlich bei 16,4% liegt, beträgt er in Deutschland 22,4% (Quelle Eurostat, <http://www.faz.net/aktuell/finanzen/die-maer-von-den-ungerechten-frauenloehnen-13089910/die-durchschnittliche-13089328.html>). Von einem kapitalistischen Automatismus, den die Autoren suggerieren, sind wir offensichtlich weit entfernt. Diese enorme Varianz kann nur *politische* bzw. *gesellschaftliche* Gründe haben, und keine *ökonomischen*.

Der Sexismus in Deutschland ist zumindest auf der Ebene der Verteilung der Arbeit in der Produktion ausgeprägter als in anderen Ländern. Das erklärt auch, warum der sogenannte »Bereinigte Gender-Pay-Gap« bei 8% und nicht bei 22% liegt. Die übrigen 14% erklären sich aus den Unterschieden in den verrichteten Arbeiten. Einfacher ausgedrückt, ein Erzieher wird bei gleicher Betriebszugehörigkeit und Qualifikation genau so viel bzw. genau so wenig wie eine Erzieherin verdienen, und eine Pilotin genauso wie der Pilot. Die 8% – immer noch eine eine viel zu hohe Zahl – sind ein Ergebnis von vielen Faktoren wie Vorurteile der Personalmanager, Unumgänglichkeit, einen Arbeitsplatz in Wohnnähe anzunehmen, niedrigerer gewerkschaftlicher Organisationsgrad, längere Babypausen, Teilzeitarbeit u. a. Das sind aber alles Faktoren, die sich sogar im Rahmen des Kapitalismus verschieben lassen, durch Stärkung und Politisierung von Betriebs- und Personalräten, durch die Zurverfügungstellung von an Betriebe angegliederten Kindergärten, durch Politisierung der weiblichen und männlichen Belegschaften, durch Arbeitskampf ganz allgemein.

Ein weiterer Beweis, dass nicht alles in Stein gemeißelt ist, ist die Tatsache, dass es nicht unerhebliche besser bezahlte Branchen gibt, in denen Frauen die Mehrheit bis in die mittlere Führungsebene stellen. Im Banksektor sind 57 Prozent der Beschäftigten Frauen. In den Vorständen stellen sie allerdings lediglich sechs Prozent, in den Aufsichtsräten 17 Prozent. Aber es gibt sehr viele Zwischenetagen und damit einhergehend Abteilungen, in denen Männer unter der Direktive von Frauen arbeiten und dementsprechend weniger verdienen. Auch darf nicht vergessen werden – ohne jetzt einen »Kampf der Geschlechter« herbeireden zu wollen – dass viele Männer gesundheitlich belastendere bis sogar gefährlichere Tätigkeiten ausüben. Während der Anteil der Schichtarbeiter für beide Geschlechter gleich bei 25% liegt, liegt der Anteil der Männer, die zwischen 23 und 5 Uhr arbeiten, bei 31% und bei Frauen bei 19%. (Quelle: [https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw\\_01.c.435172.de/14-3-3.pdf](https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.435172.de/14-3-3.pdf)). In Deutschland gibt es laut Heinrich Böll Stiftung 450.000 LKW-Fahrer. Der Frauenanteil beträgt hier nicht mal 2%. 42% der LKW-Fahrer arbeiten zwischen 61 und 80 Stunden in der Woche! Eine neue Entwicklung ist, dass sie mittlerweile nicht nur die Fracht fahren, sondern sie auch beladen und entladen müssen. Die Tariflöhne lagen 2011 zwischen 14,15 und 9,42 Brutto. Wenn LKW-Fahrer fernab von zu Hause krank werden, versorgen sie sich meist selbst, ohne einen Arzt aufzusuchen. Einen Schlafplatz zu finden, wird immer mehr zum Spießbrutenlauf, denn es fehlen 30.000 Stellplätze. Wenn sie sich aus der Not heraus in der Innenstadt stellen, werden sie oft von der Polizei vertrieben. (Quelle: <https://www.boell.de/de/oekologie/arbeit-lkw-fahrer-80-stunden-arbeitswoche-16547.html>). Andere belastende Berufe finden sich in der Stahlindustrie, in der knapp 100.000 zumeist Männer arbeiten (Frauenanteil 11%) (Quelle: <http://www.stahl-online.de/index.php/steigender-frauenanteil/>), die Autoindustrie mit 700.000 Beschäftigten (Frauenanteil 16%) (Quelle: [http://www.boeckler.de/pdf\\_fof/S-2011-510-1-5.pdf](http://www.boeckler.de/pdf_fof/S-2011-510-1-5.pdf)). Die Liste ließe sich fortsetzen. Während die Lebenserwartung bei Neugeborenen für Männer bei knapp 78 Jahren liegt, beträgt sie für Frauen knapp 83 Jahre. Für Menschen, die die 65 erreicht haben, liegt der Unterschied immer noch bei über drei Jahren (Quelle: <http://www.bib-demografie.de/SharedDocs/Glossareintraege/DE/L/lebenserwartung.html>). Diese wenigen Zahlen weisen darauf hin, dass die gesamte Arbeiterklasse, männlich wie weiblich, unter einer enormen Ausbeutungsrate leidet. Die Antwort darauf kann nur heißen gemeinsamer Kampf und Solidarität – wozu auch der Kampf gegen jegliche Form von Sexismus und Benachteiligung

gehört. Wozu auch der Kampf um bessere, weniger belastende Arbeitsbedingungen und einem Abbau von Nacharbeit gehört, sodass Frauen und Männer gleichberechtigt sich den Beruf aussuchen können, der ihren Neigungen in dem jeweiligen Lebensabschnitt, in dem sie sich befinden, am ehesten entspricht.

Die Überbetonung des »kleinen Unterschieds« ist nicht hilfreich. Genauso könnte man einen »ökonomischen Unterschied« zwischen Menschen mit Migrationshintergrund und den »Eingeborenen« herbeireden. In Frankreich beispielsweise: »Laut der Untersuchung haben nur 65% der erwerbsfähigen Franzosen mit maghrebinischen Wurzeln einen Job, gegenüber einem Beschäftigungsgrad von 86% bei den übrigen Bürgern. ... Laut anderen Untersuchungen müssen Kinder von Einwanderern aus dem Maghreb oder auch der Subsahara bis fünfzehnmal mehr Bewerbungen für ein Anstellungsgespräch einreichen als gleich ausgebildete Kandidaten mit typisch französischen Namen.« (Quelle: <http://www.nzz.ch/wirtschaft/apartheid-in-frankreich-1.18517647>). Hier nach »objektiven« Gründen zu suchen, wäre absolut fehl am Platz, der Grund heißt einfach Rassismus. Bei Frauen heißt der Grund ganz einfach staatlich geförderter Sexismus in Gestalt vielerlei fehlender Infrastruktur und Vorurteilen bei Einstellungen und bei der Berufswahl.

### ***Kampf gegen Frauenunterdrückung und um Gleichberechtigung***

Im Schlussteil ihres Artikels schreiben die beiden Autoren, sie wollten die notwendigen »Schlussfolgerungen für die politische Praxis daraus ziehen« (S. 48) und schreiben dann zwei Seiten weiter als *einzig* konkrete Anleitung: »Deshalb müssen wir in Lohnkämpfen die Frage der Reproduktion im Auge haben und umgekehrt, dort wo wir gegen Sexismus und Frauenunterdrückung kämpfen, die Forderung nach höheren Löhnen stellen.« (S. 50)

Das ist nicht nur herzlich wenig, es ist sogar falsch. Solidarität besteht nicht darin, bestehenden Forderungen, um die tatsächlich gekämpft wird, weitere Forderungen hinzuzufügen, sondern vielmehr darin, den Kampf, *so wie er ist*, auf breitere Füße zu stellen.

Das zeigt uns der wunderbare Film »Pride« über die Solidaritätsarbeit von LGBT-AktivistInnen zugunsten der gegen Thatcher streikenden Bergarbeiter. Der, die gesellschaftliche Bühne beherrschende Konflikt zu jener Zeit war eben der Streik der Bergarbeiter und nicht der Kampf um LGBT-Rechte. Sozialisten innerhalb der LGBT-Bewegung mussten einen harten ideologischen Kampf mit ihren KommilitonInnen führen, die zunächst meinten: »Wieso sollten wir denn diese sexistischen Bergarbeiter unterstützen und für sie Geld sammeln?« Die Antwort der revolutionären Sozialisten auf diesen Einwand war: »Weil sie von Thatcher mit allen Gewaltmitteln des Staats einschließlich berittener Polizei niedergemacht werden. Das sind die gleichen Gewaltmittel, die der Staat auch gegen uns LGBT einsetzt. Wenn die Bergarbeiter gegen diesen Staat gewinnen, ist das auch unser Sieg.« Das Argument zog. Auf der großartigen Schlussdemonstration von Gay Pride im darauf folgenden Jahr 1985 waren es Bergarbeiter, die das Leittransparent an der Spitze der Demonstration vor sich her trugen. Durch die praktische Solidarität über künstliche Grenzen hinweg war es der LGBT-Bewegung somit gelungen, nicht nur den Bergarbeitern tatkräftig zu helfen, sondern ihrerseits bestehende Vorurteile unter Bergarbeitern weitgehend abzubauen und viel Solidarität unter Bergarbeitern für ihren eigenen Kampf um sexuelle Befreiung zu gewinnen. Das geschah aber nicht durch *Addition* von LGBT-Forderungen denen der Bergarbeiter, sondern durch ihre Unterstützung *bestehender* Forderungen der Bergarbeiter. Umgekehrt ist es Aufgabe von jedem revolutionären Sozialisten in der Gewerkschaftsbewegung, die Unterstützung für LGBT ernst zu nehmen und für die Teilnahme der Gewerkschaften an Gay Pride und gegen jede Diskriminierung am Arbeitsplatz zu kämpfen, und nicht darum, die Forderungen von LGBT mit Lohnforderungen zu »ergänzen«.

Der gleiche Bergarbeiterstreik liefert ein weiteres ermunterndes Beispiel. Die Ehefrauen und Partnerinnen der Bergarbeiter und unzählige andere Frauen organisierten tatkräftige Solidarität mit ihrem Streik, aber sie machten eins zur Bedingung: Schaft die Seite 3 eurer Gewerkschaftszeitung ab. Diese Zeitung, genauso wie das Boulevardblatt »The Sun« oder unser »Bild«, zeigte auf Seite drei immer eine halbnackte Frau in anzüglicher Pose. Die Bergarbeiter schafften diese Seite ab. Das ist ein schönes Beispiel für einen konkreten Schritt zur Überwindung von Sexismus innerhalb eines Arbeiterkampfes.

Hier mussten Sozialisten und Sozialistinnen übrigens einen weiteren ideologischen Kampf führen. Es war Gang und Gäbe, die »eiserne Lady«, Margret Thatcher, die mit aller Brutalität einschließlicher berittener Pferdestaffel gegen die Streikenden vorging, sexistisch anzugreifen. Das wäre sozusagen sogar ganz in Ordnung, weil die auch kein Mitleid mit Frauen der Arbeiterklasse hatte, und man dürfte es ihr auch so heimzahlen. Sozialisten mussten argumentieren: Nein, Streiks, Selbstverteidigung und politische Propaganda seien die geeigneten Mittel im Kampf gegen Thatcher, nicht aber Sexismus, denn der wendet sich gegen die eigene Seite und schwächt sie.

Heutzutage – darauf weist übrigens beispielsweise auch Judith Butler in ihrem Buch »Frames of War« – ist solche Solidarität über »Identitäten« hinweg und gegen die einengende Vorstellung von Sektionalismus wichtig, wenn die Bewegungen wieder in die Offensive gehen wollen. Ein wichtiges Aktuelles Beispiel bietet »LGBT+ gegen Islamophobie« (<https://www.facebook.com/LGBTAI/>) in Großbritannien. In dieser Initiative kämpfen revolutionäre Sozialisten gegen den Missbrauch der LGBT-Bewegung durch konservative und rassistische Parteien, die im Namen der Verteidigung sexueller Selbstbestimmung gegen den »rückständigen Islam« nur ihr islamophobes Programm pushen wollen – und gleichzeitig selber tagein tagaus bei jeder Gelegenheit ihre homophobe Fratze zeigen.

Über den Kampf zur Verteidigung des – eh schon sehr restriktiven – Rechts auf Schwangerschaftsabbruch gegen Versuche reaktionärer Parlamentsabgeordneter in Großbritannien in den 1970er Jahren, es noch restriktiver zu gestalten, schreibt Tony Cliff:

In der Kampagne zur Verteidigung des Rechts von Frauen auf Schwangerschaftsabbruch arbeiteten Gewerkschaften und die Frauenbewegung bis zu einem gewissen Grad zusammen.

Es gab wiederholte Angriffe auf das Abtreibungsgesetz von 1967. Die Landesweite Abtreibungskampagne (National Abortion Campaign – NAC) wurde gestartet als Reaktion gegen eine Gesetzesänderungsvorlage. Im Juni 1975 nahmen 40.000 Frauen und Männer an einer von der Kampagne ausgerufenen Demonstration teil. Es gab viele Transparente von Angestelltengewerkschaften, einige vereinzelte von Gliederungen der Bergarbeiter- und der Bauarbeitergewerkschaften. Es gab auch viele Banner sozialistischer und Frauenorganisationen.

Immer mehr Gewerkschaften verabschiedeten Resolutionen auf ihren Jahreskonferenzen zur Unterstützung des Rechts von Frauen auf Schwangerschaftsabbruch. Die Frauenkonferenz des gewerkschaftlichen Dachverbands TUC verabschiedete mit großer Mehrheit eine Resolution, in der sie sich ausdrücklich für das Recht auf Abtreibung »auf Antrag« aussprach. Später im gleichen Jahr verabschiedete der gesamte TUC-Kongress eine ähnliche Resolution. Die Gesetzesänderungsvorlage wurde nie verabschiedet: Sie wurde aus »Zeitmangel« von der parlamentarischen Tagesordnung abgesetzt.

Aber im April 1976 musste die National Abortion Campaign zu einer weiteren Mobilisierung gegen einen erneuten Versuch zur Restriktion aufrufen. Diese zweite Gesetzesvorlage, die 1977 im Parlament debattiert wurde, hatte das Ziel, die Zeitspanne, in der ein Abbruch zulässig war, zu reduzieren und die Strafen für Ärzte, die das Gesetz missachteten, zu erhöhen, und verlangte außerdem vor jedem Abbruch die Unterschrift von zwei Ärzten statt nur eines. 15.000 Menschen beteiligten sich an einer Demonstration und viele mehr unterstützten die anschließende Kampagne. Die Gesetzesvorlage wurde wiederum »wegen fehlender parlamentarischer Zeit« von der Tagesordnung abgesetzt.

Als der Parlamentsabgeordnete John Corrie eine weitere restriktive Gesetzesvorlage nach der Wahl der neuen Tory-Regierung 1979 einbrachte, übernahm der TUC-Kongress eine von der TUC-Frauenkonferenz zuvor verabschiedete Resolution und rief zu einer Großdemonstration auf. Diese fand am 31. Oktober 1979 statt. 80.000 Frauen und Männer marschierten von Marble Arch bis zum Trafalgar Square. Es war die größte gewerkschaftliche Demonstration jemals für ein Ziel, das über den traditionellen Rahmen von Tarifforderungen hinausging. Es war außerdem überhaupt die größte Demonstration für das Recht auf Abtreibung. Eine Gruppe von etwa 200 jungen radikalen Feministinnen veranstalteten einen wütenden Protest und verlangten, Frauen sollten die Demonstration anführen. Die NAC-Leitung wiesen sie umgehend zurück. Es gibt Frauen, sagten sie, die

überhaupt keine gewerkschaftliche Beteiligung wollen. Die Tatsache, dass der TUC die Demonstration organisierte war kein Zufall, es war auch kein Opportunismus, wie manche unterstellen. ... Wir mussten um eine TUC-Demonstration regelrecht kämpfen, weil wir der Meinung waren, dies sei der beste Weg, die größte Anzahl von Menschen gegen die Corrie-Gesetzesvorlage zusammen-

zubringen. Ohne die Gewerkschaften bestand keine Hoffnung, Frauen außerhalb des begrenzten inneren Kreises der Frauenbewegung (und der Leser der Guardian) zu mobilisieren.

Wir begannen bereits 1975 auf der TUC-Frauendemonstration zu organisieren, auf der wir Sprechchöre anstimmten: »TUC, nimm endlich Stellung, kostenlose Abtreibung auf Antrag«. Die nächsten vier Jahre waren wir genau damit beschäftigt.

Es waren gerade jene Frauen, die in ihren verschiedenen gewerkschaftlichen Gliederungen für diese Politik gekämpft hatten, die, in Blöcken organisiert, die Demonstration anführten. Das Vorhaben, ihnen ihre Stelle wegzunehmen, war eine Beleidigung, so als ob sie weniger Recht hätten da zu sein als andere Frauen, die sich an der Kampagne erst gar nicht direkt beteiligt hatten.

Während die Radikalfeministinnen mit ihrer Forderung nach Separatismus irrten, und die National Abortion Campaign ihrerseits sich der Gewerkschaftsbürokratie gegenüber zu unterwürfig gebärdete, müssen wir die zentrale Rolle, die Gewerkschafter und Sozialisten, Männer wie Frauen, während der gesamten Kampagne spielten, hervorheben. (<https://www.marxists.org/archive/cliff/works/1984/women/11-wmvmtb.htm#s5>)

Der erfolgreiche Kampf um \$15 Mindestlohn in der US-amerikanischen Fast-Food-Industrie, in der Frauen etwas mehr als die Hälfte der Lohnabhängigen stellen, und darüber hinaus ist ein aktuelles Beispiel für die Fähigkeit von Frauen, ganz handfeste Verbesserungen mittels Streik durchzusetzen:

In den letzten Jahren hat die Bewegung »Kampf um \$15« in den USA wiederholt Streiks organisiert, an denen sich schließlich zehntausende Arbeiter und Arbeiterinnen beteiligten und die, in einem Bundesstaat nach dem anderen, eine beinahe Verdoppelung ihrer ursprünglichen Löhne durchgesetzt haben. Die Kampagne begann 2012 mit einer bescheidenen Arbeitsniederlegung von 200 Fast-Food-Arbeitern in New York City, die \$15 und gewerkschaftliche Rechte forderten ... Im Zuge der Erweiterung der Bewegung erfassten die Streiks außer der Fast-Food-Industrie auch andere Niedriglohnsektoren, einschließlich Pfleger, Verkäufer und Verkäuferinnen und Flughafenarbeiter. Geschätzte 19 Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen im Niedriglohnsektor haben Lohnerhöhungen von \$61,5 Milliarden seit Beginn ihres Kampfs für \$15 errungen ... (<http://isj.org.uk/fast-food-rights-organising-the-unorganised/>)

Die großartige Demo in Köln am 12. März 2016 »Reclaim Feminism from the Racists«, an der Flüchtlingsorganisationen prominent teilnahmen, ist ein weiteres Beispiel. In allen diesen Initiativen – und davon gibt es viele mehr – sind es revolutionäre Sozialisten, die die Brücke schlagen, weil sie eine Klassenperspektive des Sturzes des gesamten kapitalistischen Systems der Ausbeutung *und* der Unterdrückung verfolgen. Diese Perspektive bieten Lise Vogel und andere Vertreterinnen eines »marxistischen Feminismus« oder eines »feministischen Marxismus« nicht.